Österreichisch-Ungarische Revue





Monatsschrift
für die gesamten Kulturinteressen der österreichisch-ungarischen Monarchie

Herausgegeben von Dr. Rudolf Stritzko

Manzsche k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung
Wien, I., Kohlmarkt Nr. 20

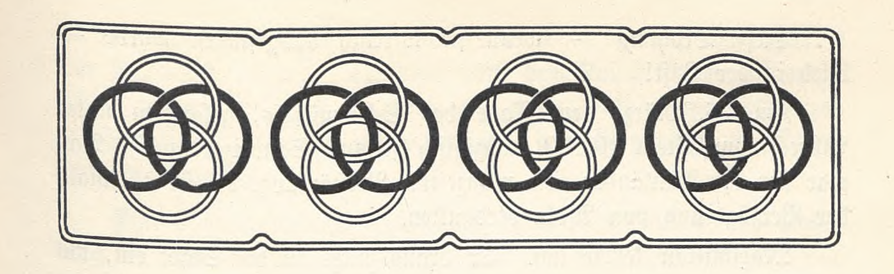
36. Band 1908

Fünftes Heft
November

Dichtkunst.

Irrgast. Von Dr. Friedrich Ritter v. Kenner.





Feldzug Maximilians I. gegen Mailand im Jahre 1516.

Von Dr. Adelheid Schneller, Innsbruck.

(Schluß.)

Nun zogen sich aber Lautrec und Gritti mit den 15—16.000 Venetianern, welche, wie schon erwähnt, Brescia verlassen hatten, nach Mailand zurück, wo der Connetable von Bourbon, der Lautrecs Bestürzung sah, durch die Verspätung der Kaiserlichen ermutigt, die schlecht befestigte Stadt in einen bessern Verteidigungszustand setzte. Er ließ einen Teil der Vorstädte mit Wall und Graben umringen, die übrigen, die man nicht behaupten konnte, abbrennen, während Gritti und die andern venetianischen Provveditori den Verzweifelnden und Obdachlosen Mut einflößten.[70])

Am 26. März schickte Maximilian eine Abteilung zur Porta Benza. Pedro Navarro ritt heraus und es entstand ein kleines Scharmützel.[71]) Der Kaiser soll den Mailändern gedroht haben, ihnen dasselbe Schicksal zu bereiten, wie es einstens Barbarossa getan hatte.[72])

---

[70]) Sanuto XXII, 99. Bericht von Motella, 101, 102; Gritti und Trevisano aus Mailand, 23., 24., 26., 27., 28. März 1516. Gritti befand sich an der Porta Romana. Auch die andern Tore waren stark befestigt. Sanuto XXII, 99; Contarini aus Crema, 27. März 1516 — 106, 107, Bericht von Bassiano. Vgl. Romanin, Storia documentata di Venezia — Venezia, 1856. V. Band, 311. Gaillard, Histoire de François I, Paris, 1759, I. Band, 320, 321.

[71]) Sanuto XXII, 106, 107.

[72]) Guicciardini XII, 352. Verri (Graf), Storia di Milano, Milano, 1824. III. Band, 198. von Rosmini, Storia di Milano, 1820. III. Band, 412.

Diese Drohung — wenn sie wirklich ausgestoßen wurde — blieb in der Luft!

Am 26. März, dem Tage des Scharmützels, gelangten unter Albrecht von Stein 10.000 französisch gesinnte Schweizer an.[73]) Das war für die Mailänder eine rechtzeitige Verstärkung, die sie abermals der Verzögerung von Asola verdankten.

Maximilian kehrte um. Er drang nicht in die Stadt ein, wo alle Welt seinen Sieg erwartet hatte. Wäre er nur eine Nacht länger unter den Toren Mailands geblieben, so hätte er die kaum befestigte Stadt erobert[74])!

Zunächst wich der Kaiser langsam von der Adda gegen den Oglio zurück[75]), welcher den Lago d'Iseo durchströmt. Vier Tage lang verweilte er in Pontoglio[76]); dann zog er westlich vom See zu dem an dessen Nordende gelegenen Lovere, wo er am 7. April anlangte.[77]) Von dort aus reiste Maximilian fluchtartig über Val Camonica, Ponte di Legno und dem Tonalepaß nach dem Sulzberg. Am 15. April ruhte er in Trient aus, um bis Juni in Südtirol zu verbleiben.[78])

Seine Umkehr ist in der verschiedensten Weise gedeutet worden:

Er sei in eine ähnliche Lage geraten, wie im Jahre 1500 Lodovico Moro. Da es in beiden Heeren Schweizer gab, hätten die am 26. März angelangten erklärt, gegen ihre Landsleute nicht kämpfen

---

[73]) Sanuto XXII. Die schon erwähnten Berichte S. 99, 101, 106—107. Die Zahlen unverläßlich. Guicciardini XII, 352. Vgl. Garnier, Histoire de France, Paris, 1774, XII, 58. Dierauer, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaften, Gotha, 1887, II. Band, 458.

[74]) Brewer, Vol. II, p. I, Preface LXXI.

[75]) Guicciardini XII, 352, 353. Sanuto XXII, 115. Zaccaria Loredan an seinen Bruder Aloise, 3. April 1516 — 133; Zaccaria Loredan aus Crema, 9. April 1516.

[76]) Vom 1. bis zum 5. April, von Kraus, Itinerarium Maximiliani I, in „Archiv für österreichische Geschichte", 87. Band, 308. Sanuto XXII, 109, aus Vicenza, 6. April 1516: Der Kaiser sei am 2. April nach Brescia gegangen. V. von Kraus bringt nichts darüber. Dagegen vgl. Ulmann II, 675: Maximilian hätte in Brescia sein Heer geteilt.

[77]) Was Ulmann „Cesta im Bergamascischen" nennt, dürfte wohl „Costa di Mezzate" (östlich von Bergamo und nördlich von Pontoglio) sein. Dort war der Kaiser am 5. April; am 6. befand er sich in Borgo die Terzo. von Kraus, „Itinerarium" in „Archiv für österreichische Geschichte", 87. Band, 308.

[78]) a. a. O., 308.

zu dürfen; und Maximilian habe eine Verschwörung befürchtet.[79]) Der französische General Trivulzio hätte dem Kaiser Briefe zukommen lassen, welche absichtlich an Stapfer, einen Führer der Schweizer, gerichtet und so abgefaßt gewesen wären, daß Maximilian an Verrat glauben konnte.[80])

Eine Sage läßt dem schlafenden Monarchen Rudolf von Habsburg und Karl den Kühnen von Burgund erscheinen, mit der Warnung, den Schweizern nicht zu trauen.[81])

Kriegsgefangene erzählten den Venetianern, nach dem Scharmützel hätten alle geglaubt, der Kaiser würde in Mailand einziehen; die Deutschen seien, im Vertrauen auf die Hilfe des Volkes, fröhlich gewesen. Wie sie aber gesehen, daß ihnen dieses nicht gewogen war, hätten sie sich zurückgezogen.[82]) Den englischen Gesandten gegenüber, welche den Feldzug begleitet und sich sehr bemüht hatten, die Rückkehr zu verhindern, brachte der Kaiser Dinge vor, die ihnen als leichtfertige Ausreden erschienen.[83]) Franz I., so sagte Maximilian, habe ihm angeboten, Schottland nicht mehr zu unterstützen und Frieden zu schließen.[84]) Bald darauf äußerte er sich, er besäße eigentlich kein Geld, um den Eidgenossen die Löhnung von zwei Monaten zu bezahlen; das zwinge ihn zur Heimkehr.[85])

Also kein Geld — Furcht vor den Schweizern!

Noch etwas ist wahrscheinlich.

Man erinnere sich, wie die Schweizer den Vortrab des Heeres gebildet. Vielleicht hatte Maximilian gehofft, Mailand als fertige

---

[79]) Guicciardini XII, 352. Vgl. Romanin V, 312, 529—533.

[80]) Verri (Graf), III, 198. von Rosminin III, 415.

[81]) Le Glay, Correspondance II, 411.

[82]) Sanuto XXII, 118, 119; 4. April 1516.

[83]) Brewer, Vol. II, p. I, Preface LXIX.

[84]) Huber, (Geschichte Österreichs, Gotha 1888, III. Band, 409) fordert von Pauli (in „Historische Zeitschrift", 14. Band, 279) die Beweise für diese Stelle. Sie finden sich bei Brewer, Vol. II, p. I, Preface LXIX,

[85]) Brewer, Vol. II, p. I, Preface LXX. Wollte der Kaiser Mailand erstürmen, so mußte er sofort einen Monatsold (Sturmgeld) zahlen, außerdem den normalen Monatsold, der wohl auch um den 1. April fällig war. Vgl. Erben, „Ursprung und Entwicklung der deutschen Kriegsartikel", in „Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung", Innsbruck, 1901, VI. Ergänzungsband, S. 485, 486.

Eroberung in seine Hände zu bekommen. Denn wie es schlecht ging, wälzte der Kaiser die Schuld auf Galeazzo Visconti, der durch seinen Rat, Asola zu belagern, den Feldzug eigentlich verdorben hatte[86]) und er sprach die zornigen Worte: „Ihr habt mich kommen lassen, indem ihr gesagt, wann ich in der Nähe bin, wird Mailand mir die Schlüssel schicken und nun habe ich das Gegenteil empfangen[87])!"

Beilage I.

Maximilian verspricht der Tiroler Landschaft, ihr einen Teil der um Lichtmeß einzuholenden Steuer zu schenken, wofern sie ihm die für den beabsichtigten italienischen Feldzug geforderte Anzahl Fußvolk schnell zuschicken werde.

Innsbruck 1516, Jänner 29.

Original, Wien, Staatsarchiv. Korrespondenz Maximilians I. mit Cles.

Wir Maximilian, von gots gnaden erwelter Römischer kaiser, zu allen zeitten merer des reichs in Germanien, zu Hungern, Dalmatien, Croatien etc. künig, erzherzog zu Österreich, herzog zu Burgundi, zu Brabannt und phalzgrave etc. embieten den ersamen geistlichen andechtigen, auch den edlen unseren lieben getreuen . . . den von prelaten adl stetten und gerichten unser fürstlichen grafschaft Tirol, so mit disem unserm brief oder gleüblich abschriften davon ermant werden, unser gnad und alles guet. Wir sein in etwas fürnemen wider unsere veindt, daraus wir verhoffen sig und überwindung zu erlangen und dermassen gegen denselben unseren veinden zu handelen, dacz uns und unserer fürstlichen grafschaft Tirol daraus vil nutz und guets erschießen mag, und wir auch gemelt unser land der teglichen belestigung costen und sorgfeltigkait entladen sein, und haben deshalben zu ratslagen und von unserem wegen zu handelen dem erwirdigen Bernhardten bischoven zu Trienndt, unserm fursten rat und lieben andechtigen, auch etlichen anderen unsern haubtleuten und reten, so daselbs zu Triendt sein, desgleichen dem edelen unserm lieben getreuen Lienhardten herren zu Vells, unserem haubtmann an der Etsch und burggraven zu Tirol, geschriben, und dieweil wir dann zu sölhen fürnemen ainer anzal Volkh zu ainer eillenden hilff notturftig sein, so emphelhen wir euch mit ernst, wann euch gemelten unser fürst haubtleut und ret wissen lassen und ermanen lassen und ermanen werden, daz ir alsdann mit der anzal, so si euch benennen, furderlich und on alles verziehen zueziehet, und ir die von prelaten schicket und zu solhem furnemen das pest neben anderem unserm kriegsvolkh, so wir haben, wider die feind

---

[86]) Ulmann II, 670.

[87]) Sanuto XXIII, 167. „Mi havete fato venir, con dir aproximato sarò, Milan mi manderà le chiave, et ho visto il contrario."

verhelfet, so solle euch derselb zuezug an der steur, so ir uns auf unser lieben frauentag purificationis jecz kunftig zu bezalen zugesagt habt, nach zimlichen pillichen dingen abzogen werden und euch des nit wideret noch seczet, angesehen daz uns unseren landen und leuten merklich und vil daran gelegen ist. Daz wellen wir mit sonderen gnaden gegen euch erkennen, solichs sol euch auch hinfuro an eurer freihait und alten gebrauch unvergriffen und on allen schaden sein. Das ist unser ernstliche mainung. Geben zu Ynnsprugg am neun und zwainzigisten tag des monats Januarii, anno domini etc. funf zehenhundert und im sechzehenden, unserer reiche des Römischen im dreissigisten und des Hungrischen im sechs und zwainzigisten jaren.

Unter der Urkunde links: Commissio domini / imperatoris in consilio.

Original, Papier. Sig. secret. impr. in dorso.

Beilage II.

Maximilian beauftragt den Bischoff Cles von Trient, sich über den zum italienischen Feldzug nötigen Kriegsbedarf mit anderen Räten zu besprechen, die von Stampp in Trient bestellten Schiffbrücken zu beaufsichtigen und dem Grafen Cariati in Verona den Befehl zu erteilen, ebenfalls eine solche Schiffbrücke möglichst schnell herstellen zu lassen.

Kaufbeuren, 1516, Februar 4.

Original, Wien, Staatsarchiv. Korrespondenz Maximilians I. mit Cles.

Maximilian von gots gnaden e. Römischer kaiser etc. Erwirdiger furst, rat, lieber andächtiger. Nachdem wir willens sein, jeczo in aigner person in Ytalien und auf unser stat Bern zu ziehen, haben wir unsern getreuen lieben Michel Otten, unserm kriegsrat und öbristen velldzeugmaister in Ytalien, ernstlich geschriben, ime auch ain instruction zugeschickt des geschuz und zeugs halben, des wir zu sölher rais bedurfen und er mitsambt Conradtn Stamp zuerichten sol, in sonderhait inen bevolhen, das sy vleiß furkern, damit die schiffpruggen zum allerfurderlichisten gemacht werde. Demnach begern wir an dein andacht, die welle von stund an nach unserm rat und truchsassen Franntziscen Kasstlallter gen Beren schreiben, das er sich von stund zu deiner andacht fuege, auch das connt Cariate der seinigen auch ain schickhe. Und allsdann sollt ir all miteinander und ander unser räte, so zu Trient sein, beratslagen, was wir innhalt unser instruction noch furzeug, puchsen, pulfer kugeln und anders zu solher rais bedurfen, wie auch dasselb zu bekomen sei, auch vleiß haben, damit die schiffpruggen zum allerfurderlichisten gemacht werde, dann wir zu solhem zuerichten unsers geschuzs und zeugs auch de schiffpruggen durch denselben Michel Otten und Kilian Sieder ain summa gelts darauf verordent haben und noch merer ordnen wellen. Und in selhem welle dein andacht mitsambt andern unsern räten kain fleiß sparn, damit, wenn wir jeczo gen Trient komen, das wir all sachen berait und in ordnung finden und sölher schiffpruggen, dieweil das maist daran gelegen ist, an unserm zug nit verhindert werden.

Weiter so hat uns bemelter Conrad Stampp anzaigt, wie er von der schiffpruggen wegen, die er zu Triennt machen laßt, der nu bei sechs und dreißig berait sein söllen, ob funfhundert vier und zwainzig guldein reinisch entlehennt und aufpracht, und hab von uns nu hundert und vierzig guldein reinisch darauf empfangen, uns auch gepeten, ime solh aufpracht gelt zu bezalen. Dieweil wir dann nit wissen, was er mit solhem gelt gemacht oder gethan, oder was er auf die pruggen zallt hat, demnach begern wir an deine andacht, du wellest mitsambt andern unsern räten, wie obsteet, die schiffpruggen aigentlich besichtigen, beschäczen und beteurn lassen, was an solher schiffpruggen berait gemacht und bezalt sei, was auch noch darzue und daran gemacht werden mues, und auf welhe zeit solh pruggen gar berait werden muge.

Unser bevelh ist auch, dieweil wir an solher schiffpruggen, die zu Trient gemacht werden sol, nit genueg haben, ir wellet durch connt Cariate zu Bern bestellen, das er zu Bern eilendts eilents auch ain solhe schiffpruggen machen laß und den costen, der daruber läuft, bezal, dann all unser sachen des ganzen zugs an solhen schiffpruggen gelegen ist, daran erzaigt uns dein andacht gut gefallen. Geben zu Kauffpeuren, am vierten tag des monats Februarii, anno domini etc. im sechzehenden, unsers reichs des Römischen im dreißigisten jare.

Unter dem Briefe links: Per regem pro se.
" " " rechts: Ad mandatum domini imperatoris proprium.
" " " " Vinsterwald.

Adresse: Dem erwirdigen bischoffen zu Triennt / unserm fursten rat und lieben an/dächtigen.

Original/Papier. littera clausa. Sig. impress. in dorso abgefallen.

Beilage III.

Maximilian, der sich nach dem Rate seiner Trientner und Veroner Hauptleute und Kriegsräte, wie auch in Anbetracht von großen Schwierigkeiten entschlossen hat, die Eidgenossen nicht über Veltlin und Lecco, sondern durch Tirol zu schicken, hat bereits nach Verona, Brescia und Innsbruck darüber berichten lassen. Er empfiehlt nun dem Herrn von Pogendorff und den andern in Chur anwesenden kaiserlichen Räten, die Eidgenossen von diesem seinem Entschlusse in Kenntnis zu setzen.

Nassereith, 1516, Februar 10.

Konzept. Innsbruck, Statthaltereiarchiv. Max I. 44.

Maximilian etc. Edlen und lieben getreuen. Wie wol wir vormals, wie ir wist, furgenommen heten, daz den aydgenossen und punde mit irem zug irn weg durch das Veldtlin auf Legkh nemen solten, dieweil sich aber die kriegsübungen in mitler zeit etwas verendern, so haben wir die sach weiter bewegen und unns mit rat unnser hauptleut und kriegsraten zu Bern und Triennt, auch annder unnser treffenlichen raten, aus nach folgennden ursachen des maynung enntschlossen, anfengklichen so bedennkhen wir den großen shnee unnd die Kelte des wetters, so yetzo

vorhannden ist, zum anndern den mangl der profannd, so als wir besorgen, der ennden sein wurd. Und zum driten und das grest und beschwerlichist, das sich die veind vast sterken und widerumb Presa versaumbln der maynung, dieselben unnser stat dermassen zu behaurn, damit das gelt, so wir in betzallung unnsers kriegsfolkhs in Pressa verordent haben, nicht wol hinein bracht mag werden, dardurch die veinde verhoffen, daselb unnser kriegsfolkh mit irem gelt abzuwennden und alsdann unnser stat Pressa in ir gewalt zu bringen zusambt dem, das wir auch bericht sein, daz die veind allennthalben die peß einnemen und befestigen, und sich unndersteen, daz wasser, die muntz genannt, in irm vortail zu behalten, welches dann den Aidgenossen und pündten an solhem zug merklich verhinderung und nachtail bringen mocht. So ist auch nicht klain zu bedenkhen, dieweil sich die veind dermassen sterken, solt sich unnser kriegsfolkh zu Pern tailen und den zug dermassen thun, wie wir unns vormals enntslossen haben, daz dasselb unnser kriegsfolkh mitsambt den aydtgenossen und pündten und zuvor an unnser stet Bressa und Pern dardurch merklich in geferlichkait gestellt wern, und darumb aus denen und anndern beweglichen ursachen, so ist unnser maynung, das die aydgenossen, mitsambt den pündten, irn weg den nechsten durch diz unnser lannd durch die graben pund auf Glurns und fuetter auf Pern nemen, in massen dann die Aydgenossen vormals auch gehaim haben und so pald sy also gen Bern ankumen, alsdann so mag man mit allem volkh ain gewaltiger zug auf die veind thun und etwas fruchtperlichs und nicht mit solher beschwerung und sorgfeltigkait ausgericht werden, und wir haben darauf den bemelten unnsern hauptleuten kriegsraten und commissarien gen Pern und Pressa solhes urkund und zugeschriben, damit sich dieselben darnach zu richten haben, auch unnserm regent zu Innsprug berathen, der pfannd halben ordnung zu geben, damit daran nicht mangl erschein, daz auch die Aydgenossen in derselben unnserm lanndt unnd hindter durchgelassen werden. Und empfehlen euch darauf mit ernnst und wellen, daz ir solhes den aydgenossen und pundten von stundan anzaiget, und mit allem vleiß und ernnst und von inen sollicitiren und daran seyt, damit sy das nit waygern und sich mit irem zug auf daz aller peldist, als imer meglichen ist, furdern dann solhs die nodturfft merklich erfordert, und wir wellen uns enntlich darauf verlassen, das ist unnser ernnstliche maynung. Dat. Nassereit am X. tag februarhy anno d. im XVI.

An den von Pogendorff und den anndern ret so yetzt zu Chur sein.

Beilage IV.

Maximilian, der sich nach einer zwischen Cles, Colonna und Kastelalter stattgefundenen Beratung und in Anbetracht von großen Schwierigkeiten entschlossen hat, die Eidgenossen durch Tirol zu schicken, berichtet dem Bischof Cles, daß er seinen Räten und Kommissären in der Schweiz, nach deren Angabe die etwa 15.000 Eidgenossen am 12. oder 14. Februar in Chur versammelt sein werden, bereits einen diesem

seinen letzten Entschlusse entsprechenden Befehl erteilt hat. Cles soll darüber nach Verona und Brescia berichten.

Nassereith, 1516, Februar 10.

Original, Wien, Staatsarchiv, Korrespondenz Maximilians I. mit Cles. (Sig. secr. in dorso abgefallen.)

Maximilian von gots gnadn e. Römischer kaiser etc. Erwirdiger furst, rat, andechtiger und lieben getreuen. Wir haben eurn ratslag, so ir unserm bevelh nach mit sambt Marco Anthoni von Columbna veter und dem Castlallter verfasst und uns zu geschriben habt, betreffent den zug, so wir jecz wider unsere feint zu thuen furgenomen haben, vernomen, und darinn verstanden, die beweglichaiten und ursachen, warumb euch nicht fur gut oder fruchtperlich ansehen welle der Aydgenossen auch die zwen zug, so bemelter Marco Anthoni von Columbna und Georg von Liechtenstain unserm furnemen nach thuen haben sollen, verstanden, und dieweil wir dann auch bedenkhen den schnee und kelte des Wetters, so jetz vorhanden ist, zusambt dem und für das gröst den mangel der profannt, und das sich die feint dermaßen umb Preß versamlen und sterkhen und die päß bevestigen, sich auch untersteen, das wasser Münncz zu behalten, auch unser stat Preß dermaßen behauern, dardurch unser gelt, so wir auf unser kriegsfolkh daselbst zu Preß, wie ir wißt, verorndent haben, nicht wol hinein gebracht mag werden, dardurch die feint verhoffen, dieselb unser stat Preß zu iren handen zu bringen, so lassen wir uns eurm ratslag und gut bedunken, nemlich das die aidgenossen den nechsten durch ditz unser land, wie vormals auch beschehen ist, auf Berne ziehen und das alsdann von dannen aus furter ain gewaltiger zug, wie dann das nach Gestalt der Sachen am fueklichisten sein wirdet, auf die feint gethan werd, gefallen, der hoffnung, etwas furchtperlichs und anstreglichs wider die feint furzunemen, und wir haben darauf von stund an unsern räten und comissarien, so wir bei den aidgenossen haben, geschriben, solhs den aidgenossen anzuzaigen und zu handeln, damit si eilends anziehen und den weg, wie obsteet, durch ditz unser land auf Bern nehmen, und wir haben auch von[1]) den gedachten unsern räten und comissarien jecz vor etlichen tagen schrifften gehabt, das die aidgnossen auf den zwelften oder vierzehenden tag ditz manats gewislich zu Chur sein, ungezweifelt si werden disem unsern jeczigen furnemen und bevelh nach in kurzen Tagen von dannen gen Bern komen. Wir sein auch glaublichen bericht, das die aidgenossen, mit sambt den punten, nicht allain zehen tausent, sonder bis in funfzehentausent starkh ziehen werden. Des wollten wir euch in allen dingen darnach wissen zu richten genediger mainung unverkunt nit lassen, mit ernst bevelhent, das ir sohls unsern haubtleuten und raten gen Bern und Bressa auch von stund an zuschreibet, damit sich dieselben auch darnach zu richten haben. Unser bevelh ist auch daz ir in mitler zeit mit sambt denselben unsern räten und haubtleuten zu Bern in allen dingen das pest furnemet und handlet

---

[1]) „von" über der Zeile nachgetragen.

und sonderlich verhueten, das der aufspruch unsers kriegsvolkh verhuet werde, als wir dann des sonder genediges vertrauen zu euch haben und ir thut daran unser mainung und gut gefallen. Geben zu Nassareyt am zehendten tag Februarii, anno domini etc. XVI, unsers romischen reichs im dreißigisten jarn.

Links unter der Urkunde: per regem pro se.
Rechts „ „ „ commissio domini / imperatoris propria.
„ „ „ „ Vinsterwald.

Adresse: Dem erwirdigen Bernnharten bischoven zu / Trient unserm fursten andächtigen und/ andern unsern comissarien und räten / daselbst sament und sonderlichen.

Beilage V.

Maximilian, welcher den 14.000 nach Trient marschierenden Eidgenossen und Graubündnern mit seinem Heere nachfolgen wird, empfiehlt dem Bischof Bernhard von Cles, daß er mit Colonna und Cariati den genannten Eidgenossen den Befehl gebe, durch die Ampher(Veroneser?)-Klause zu ziehen.

Imst, 1516, Februar 20.

Original, Wien, Staatsarchiv. Korrespondenz Maximilians I. mit Cles.

Maximilian von gots gnaden erwelter Römischer kaiser etc. Erwirdiger fürst, rat, und lieber andechtiger. Wir verkunden hiemit deiner andacht, wie die aidgnossen und Grabpuntner biß in die vierzehen tausent starkh, so in unser und in unsers lieben brueders königs von Engellannd versoldung sein, glücksaliklichen auszіehen und iren weg gestracks auf Trient zuenemen, und wir innen auch nachziehen und nemlichen irem fueßrit nach, also das wir albeg nur umb ain tagraiß hinder inen ligen wellen, und emphelhen dir demnach mit ernstlichem vleiß, das du mitsambt unserm gubernator general unsers kriegsvolks Marco Antonio Columna und den conte Cariati ordnung gebest, die oberuerten aidtgnossen und Grabpüntner fürter durch die Ampher clausen zu ziehen, damit si und ander unser kriegsvolkh zu baiden seiten dester bas mit profanndt versehen werden mögen. So sein wir willens, uns alsdan zu unserm kriegsvolkh, so zu Berne und sönst in Italia ist, mit unser person zu tun, und verrer alles das fürnemen und handeln, so zu entlicher underdruckung unser veindt nnd unserm genzlichen sig dienet. Wie wir dan sölhs alles mit merer innhalt den obemelten Marco Antonio Columna und conte Cariati zueschreiben, wie du aus der hier inn beslossen copi därlicher vernemen wirdest, und dich in dem und anderm von unsern wegen gutwillig und dermaßen haltest und beweisest, als wir uns des gentzlichen zu dir versehen und verlassen. Daran thut uns dein andacht sonder guet gefallen genedigklich gegen derselben und irem stift zu erkennen. Geben zu Imbst, am XX^ten^ tag Februarii, anno etc. XVI^mo^, unsers reichs im XXX^ten^ jare, Wir haben auch bestellt damit die postreien uns nach morgen uber die Walser haidt gelegt werden sollen.

Unter dem Briefe links: Per regem pro se.
" " " rechts: Ad mandatum cesaree / maiestatis proprium.
" " " " F. Oberstain (?).

Adresse: Dem erwirdigen Bernarden bischoven zu / Trienndt, unserm fursten rat und lieben andächtigen / Trient / Cito/cito/cito/cito/cito.

Original Papier. Sig. secret. impress. in dorso abgefallen.

Beilage VI.

Maximilian befiehlt dem Cles, den Kriegsbedarf gegen Verona zu senden, wofür ihn Galeazzo Visconti bezahlen wird. Auch wird der Bozner Amtmann Jakob von Wanng dem Bischof für die im Pustertal aufzubringenden 100 Wagenpferde 500 G. rh. entrichten.

Latsch, 1516, Februar 27.

Original, Wien, Staatsarchiv. Korrespondenz Maximilians I. mit Cles (littera clausa Sig. impress. in dorso).

Maximilian von gots gnaden erwelter Römischer kaiser. Erwirdiger furst, andechtiger, edeln und lieben getreuen. Wir fuegen euch zu vernemen, das der Galiacz ubermorgen mit dem ubrigen hauffen der aidgenossen bei euch sein wirdet, und begern demnach an euch sonders vleiß, ir wellet uns von stund an eilends und afs peldest roß, wegen, auf das maist so ir gehaben mugt, und ochsenwägen bis in die dreuhundert in dem bistumb Trient und derselben gegent, uns zu der artelarei bruggen und profand zu fueren, aufbringen und bestellen, und die von stund an hinein gen Bernn schigkhen, so wirdet euch der Galiacz solh gelt, was darauf geen wirdet, ausrichten und geben, wellet auch der zwaihundert wagenpferd halben im Pustertal, wie wir dir unserm fursten von Trient vormals geschriben haben, aufzubringen guten vleis haben, damit solhs auf das furderlichest beschehe, so wirdet euch unser ambtman zu Botzen Jakob von Wanng funfhundert gulden reinisch darauf geben. Wellet auch gar niemands mer auf uns weisen, dann wir jeczo gar niemands bei uns haben, darinn zu handeln alain[2]) weist die zu unserm regiment gen Ynsprugg. Geben zu Lätsch, am XXVII^{ten} tag Februarii, anno etc. XVI, unsers reichs im XXXI^{ten} jaren.

Unter dem Briefe links: per regem pro se.
" " " rechts: Ad mandatum cesaree / maiestatis proprium.
" " " " W. Vogt.

Adresse: Dem erwirdigen Bernharten, bischoven zu Triendt /unserm fursten andechtigen und unserm lieben/getreuen, u. andern unsern reten und comissarien / zu Triendt.

Beilage VII.

Maximilian erteilt dem Bischof Cles von Trient, der von Trient nach Verona ziehen soll, die hiezu nötige Verordnung.

---

[2]) „alain bis Ynsprugg" am Rande nachgetragen.

Avio, 1516, März 11.

Original, Wien, Staatsarchiv. Korrespondenz Maximilians mit Cles.

Maximilian von gots gnaden erwelter Romischer kaiser. Erwirdiger furst, rate, und lieber andechtiger. Wir haben dein schreiben, darinn du uns anzaigst, daz du dich heut zu Triennt erheben und uns nach ziehen wellest, vernommen, und emphelhen dir darauf, das du den negsten gen Bern ziehest, dann wir werden morgen mit unserm heer vorruckhen, und möchtest desshalben furter nit sicher gen Bern kummen. Wir wellen dir auch instruction und bevelch zu stund an nach schickhen. Daz wolten wir deiner andacht nit verhalten. Datum auf unserm sloß Afe, den XI tag Marci, anno decimo sexto unsers reichs im XXXI^ten^.

Doch kanst du uns her dishalb der Croacia clausen begreiffen, so magst du zu uns kommen, wo aber nit, so sollest du uns nit nach volgen, auch bei uns dise nacht nit im leger ligen, dan wir dich morgen nit sicher gen Bern bringen mochten.

Unter dem Briefe links: Per regem pro se.

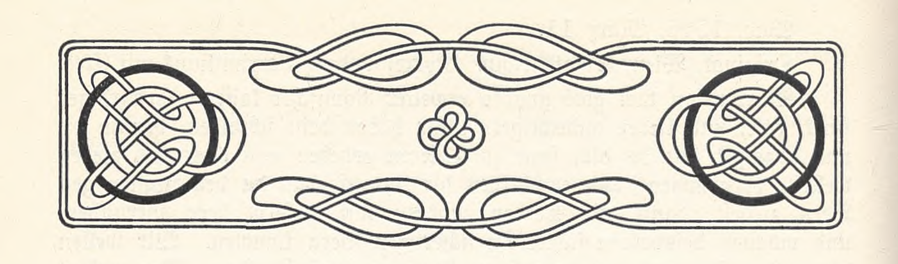
" " " rechts: Ad mandatum domini imperatoris proprium.

" " " " Renner.

Adresse: Dem erwirdigen Bernharten bischoven zu Triennt unserm fursten, rat, und lieben andechtigen.

Original littera clausa, Sig. secr. imp. in dorso abgefallen. Postscriptum von anderer Hand. Wien, Staatsarchiv. Korrespondenz Maximilians mit Cles.





Der Feldzug in Ungarn 1848/49.

Von **E. Cavon**, Lovrana.

Sechzig Jahre sind vergangen seit dem Tage, an welchem in Ungarns Ebenen und Bergen ein Kampf entbrannte, der mit Zähigkeit über ein Jahr lang geführt wurde. Es ist nicht Zweck dieser Zeilen, verharschte Wunden aufzureißen. Wir wollen uns daher von jeder politischen Diskussion fernhalten, die Vorgänge vor Ausbruch der Feindseligkeiten als bekannt voraussetzen und uns auf eine allgemein verständliche Schilderung der dem großen Publikum notorisch nur sehr lückenhaft bekannten militärischen Ereignisse beschränken.

Während der im Revolutionsjahre 1848 überall herrschenden Wirrnisse kam es zunächst zum Kampfe zwischen Ungarn und Serben, an dem sich bereits einige kaiserliche Grenzregimenter, jedoch ohne ihre Offiziere, auf Seite der Serben beteiligten.

Ungarn stellte mit fast unglaublicher Schnelligkeit ein an Stärke, namentlich für damalige Verhältnisse, imposantes Heer ins Feld, das aus übergetretenen kaiserlichen Truppen ungarischer Werbbezirke, den militärisch organisierten Honveds und zahlreichen, allerdings trotz aller Begeisterung recht minderwertigen Landsturmformationen bestand. Hiezu traten noch fremde Freikorps, unter denen besonders die polnische Legion als militärisch tüchtig genannt werden muß. Die teils freiwillig, teils gezwungen, teils aus Unkenntnis der verworrenen Verhältnisse übergetretenen kaiserlichen Truppen und Offiziere waren naturgemäß der Kristallisationspunkt für die sich bildende ungarische Armee. Interessant ist die Tatsache, daß diese Truppen ihre Adjustierung ungeändert beibehielten und bis zum Ende des Feldzuges *deutsch* kommandiert wurden. Um Freund und Feind nur einigermaßen

unterscheiden zu können, erhielten die kaiserlichen Truppen ein winkelförmiges weißes Abzeichen auf den Tschakos.

Eine eigentliche Gliederung konnte im ungarischen Heere nicht durchgeführt werden. Die übergetretenen kaiserlichen Truppen, so fast alle Husarenregimenter, behielten ihre Regimentsverbände bei, die Honveds hingegen formierten nur selbständige Bataillone, deren zwei bis drei eine Brigade bildeten. Zwei bis drei Brigaden mit einigen Eskadronen und Batterien bildeten eine Division, zwei Infanterie- und eine Kavalleriedivision ein Armeekorps. Die ungarischen Korps waren daher verhältnismäßig schwach, nie mehr als 10.000 bis 12.000 Mann. Heeresanstalten im modernen Sinne, Verpflegs- und Sanitätstruppen bestanden überhaupt nicht. Dank der großen Opferfreudigkeit der Bevölkerung waren die Ungarn jedoch fast immer reichlich verpflegt und nach Möglichkeit gut untergebracht. Verwundete wurden im nächst erreichbaren Orte der Zivilpflege übergeben. Sonach hätte das ungarische Heer eine außerordentliche Beweglichkeit besitzen müssen. Diese wurde jedoch stark beeinträchtigt durch einen riesigen Wagentrain, der jeder größeren Truppe folgte, und auch die politisch Kompromittierten, namentlich bei Rückzugsbewegungen, in Sicherheit zu bringen hatte. Auch hatten die ungarischen Offiziere gleich den kaiserlichen meist Wagen zur Verfügung. Erst Görgey gelang es, diesen „wilden Train“ zu vermindern und den Rest militärisch zu disziplinieren.

Die kaiserliche Armee war seit dem Ende der napoleonischen Kriege in eine Art Winterschlaf gesunken und — wie alle damaligen europäischen Heere — ganz im Paradedrill und Gamaschendienst verknöchert. Feld- und Sicherungsdienst wurde grundsätzlich nie geübt, selbst die Offiziere kannten ihn kaum. Die Folge davon waren die zahlreichen erfolgreichen Überfälle seitens der energisch und geschickt geführten Ungarn in den ersten Monaten des Krieges. Eine Ausnahme bildete nur die „italienische Armee“, welche FM. Graf Radetzky seit dem Jahre 1831 in seinem Geiste herangebildet hatte.

Während die Ungarn nahezu 200.000 Mann ins Feld stellten, konnte Österreich außerhalb Italiens kaum die Hälfte auf die Beine bringen und mußte noch für die wichtigsten Städte starke Garnisonen zur Bekämpfung der revolutionären Bewegungen vorsehen.

So bestand anfangs ein schroffes Mißverhältnis der beiderseitigen Streitkräfte. In Wien war am 6. Oktober der Kriegsminister Graf Latour ermordet worden und die Revolution ausgebrochen. In

Prag hatte FML. Fürst Windischgrätz den Aufstand unterdrückt. Er wurde zum Feldmarschall und Oberkommandanten aller kaiserlichen Truppen mit Ausnahme der Radetzkyschen Armee ernannt.

Inzwischen war der Banus Baron Jellačič im September mit zirka 40.000 Mann Grenzern auf Budapest marschiert. Seine Truppen waren jedoch derart verwahrlost und mangelhaft ausgerüstet, daß er 10.000 Mann als ganz unverwendbar durch Steiermark wieder nach Hause schickte, nach einem unbedeutenden Zusammenstoße mit den Ungarn (bei Velencze, 29. September) einen Waffenstillstand mit den gegnerischen Kommandanten Moga schloß und auf Wien zurückging, um sich mit Windischgrätz zu vereinen.

10.000 Grenzer unter General Roth wurden überdies durch Görgey und Perczel abgefangen und zur Waffenstreckung gezwungen, so daß Jellačič kaum 20.000 Mann nach Wien brachte. Zum Oberkommandanten der Ungarn war Moga, ein früherer kaiserlicher Oberleutnant, jedoch von nur geringem Feldherrntalent, ernannt worden. Als Kriegsminister fungierte Meszáros, mehr gezwungen als freiwillig; hatte er doch eben erst als Oberst von Radetzky-Husaren in Italien rühmlich für die kaiserliche Sache gefochten! Doch leistete er hinsichtlich der Ausrüstung der Ungarn Hervorragendes. Da schon bei Ausbruch der Feindseligkeiten die Festungen Komorn, Esseg und Peterwardein in die Hände der Ungarn fielen, erbeuteten selbe viel Material und waren, als später auch Geschützgießereien errichtet wurden, mit Artillerie ausreichend versehen.

Moga, kühn gemacht durch die bisherigen, allerdings ziemlich billigen Erfolge, entschloß sich zu einem Vorstoße auf Wien, wurde jedoch am 30. Oktober bei Schwechat total geschlagen und entging der gänzlichen Vernichtung nur durch die Untätigkeit der zur Verfolgung beorderten kaiserlichen Kavallerie; Moga wurde sofort des Oberkommandos enthoben. An seine Stelle trat Artur Görgey, ein militärisches Talent ersten Ranges, der namentlich wegen seines späteren meisterhaften Rückzuges von Komorn hinter die Theiß europäischen Ruf erlangte. Görgey, 1818 geboren, wurde aus der Tullner Pionierkorpsschule ausgemustert, diente als k. k. Oberleutnant im 12. Husarenregimente, quittierte aber den Dienst schon 1845, um sich vornehmlich chemischen Studien zu widmen. Dem Aufrufe folgend, übernahm er als Major das Kommando des Szolnoker Freikorps und wurde dann zu Gewehr- und Rüstungseinkäufen verwendet. Ihm gebührte das Hauptverdienst an der bereits erwähnten Umzinglung

der Grenzerkolonne Roth. Als Stabschef berief Görgey zunächst Kollmann, später Bayer.

Windischgrätz ergriff nun die Offensive, verfiel jedoch bald in den schweren Fehler, seine Kräfte zu verzetteln und, wie wir sehen werden, endete der Winterfeldzug 1848/49 mit einem Mißerfolge der kaiserlichen Waffen. Nicht zu verkennen ist der große Vorteil der Ungarn, im eigenen Lande zu kämpfen und mit Nachrichten über den Gegner stets vorzüglich bedient zu sein. Die kaiserlichen Führer dagegen tappten teils im Finstern, teils wurden sie absichtlich irregeleitet. Aufklärung durch Kavallerie im modernen Sinne war schon deswegen nicht durchführbar, weil dem österreichischen Heere nur sehr wenig Reiterei — einige Kürassier- und Uhlanenregimenter — zur Verfügung stand. Die Ungarn dagegen zählten außer den mit Pferd und Waffen zu ihnen übergegangenen Husarenregimentern zahlreiche Eskadronen leichter Reiter.

Trotzdem gestaltete sich der Beginn der Operationen nicht ungünstig für Windischgrätz. Görgey hatte den Oberbefehl inzwischen wieder abgegeben, und zwar an den Polen Dembinski, der schon unter Napoleon I. als Offizier gedient und sich im polnischen Aufstande von 1832 den Ruf eines kriegserfahrenen geschickten Führers erworben hatte.

Zunächst folgte ein kurzer Siegeslauf der kaiserlichen Truppen. Die Ungarn werden bei Parendorf geschlagen, eine Reiterbrigade — Wallmoden und Hardegg-Kürassiere — vernichten bei Babolna Görgeys Nachhut, Perczels Korps wird am 30. Dezember bei Möhr zersprengt. Die Folge dieser Unfälle war die Räumung von Budapest durch die Ungarn, welche nun auch den Kampf gegen die Serben aufgeben und sich zwischen Maros und Theiß zu konzentrieren beschließen. Am 24. Jänner beginnt der allgemeine Rückzug und die allerdings ganz energielose Verfolgung durch die Division Ramberg. Ein Teil des jetzt von Görgey befehligten 7. ungarischen Korps wird bei Wingschacht geschlagen, Budapest von den kaiserlichen Truppen besetzt.

Inzwischen war auch in Lemberg die Ordnung wieder hergestellt worden und FML. Graf Schlick marschierte mit einem schwachen Korps von 8000 Mann in Ungarn ein, um zur kaiserlichen Hauptarmee zu stoßen. Graf Schlick war der Typus eines aristokratischen Soldaten der alten Schule und durch die schwarze Binde über dem einen, 1812 durch den Lanzenstoß eines Kosaken eingebüßten Auge

eine charakteristische Erscheinung. Als Heerführer unbedeutend, besaß er jedoch einen ausgezeichneten Stabschef in der Person des Majors Gablenz, des späteren Siegers von Trautenau (1866.) Schlicks größter Fehler war seine Abneigung, sich anderen unterzuordnen und so beschloß er auch jetzt lieber auf eigene Faust Lorbeeren zu pflücken, statt sofort Anschluß an die Hauptarmee zu suchen.

Am 3. Jänner bestanden seine schwachen Truppen ein glückliches Gefecht bei Petö-Szine, am folgenden Tage ein glänzendes Treffen bei Kaschau, in dem die Ungarn unter Meszáros zehn Geschütze, eine Fahne, 750 Gefangene verloren und schwere Verluste an Toten und Verwundeten erlitten. Der Tag von Kaschau gehört zu den ruhmreichsten der österreichischen Armee.

Dem weiteren siegreichen Vordringen Schlicks wurde, obschon er inzwischen einige Verstärkungen erhalten hatte, durch Klapka Einhalt getan, der im Gefechte bei Tarczal mit 17.000 Mann auftrat und Schlick zum Rückzuge nötigte. Dieser tat nun gezwungen, was er freiwillig schon früher hätte tun sollen: er strebte, sich mit der kaiserlichen Hauptarmee zu vereinen. Nachdem ein nächtlicher Überfall der Ungarn bei Petervasara hauptsächlich durch die Kaltblütigkeit der kaiserlichen Artillerie blutig abgewiesen worden war, bahnte sich Schlick den Weg durch die siegreiche Schlacht bei Kapolna (26. und 27. Februar), in welcher die Truppen beider Parteien mit außerordentlicher Bravour und Zähigkeit fochten. Bei den Ungarn aber trat schon jetzt eine Erscheinung zu Tage, die fast bei allen improvisierten Revolutionsheeren zu finden ist: Disziplinlosigkeit und Eifersüchtelei der höheren Führer. Vor allem war es der Oberkommandant Dembinski selbst, der seine Korpskommandanten mit scheelen Augen ansah und von diesen am 1. April einfach abgesetzt wurde. An seiner Stelle übernahm zunächst Vetter, kurz darauf Görgey das Oberkommando der Ungarn, in deren Operationen nun frischer offensiver Geist und Zielbewußtsein kamen, zwei Eigenschaften, an denen es dem gegenüberstehenden kaiserlichen Heerführer so ziemlich ganz gebrach. Vor allem wußte Görgey den FML. Fürsten Windischgrätz durch Demonstrationen so geschickt zu täuschen, daß dieser de facto keine Ahnung von Stärke und Stellungen der Ungarn hatte. In solchen Fällen pflegen sich ratlose Feldherren meist durch „gewaltsame Rekognoszierungen" zu helfen, die den Feind zur Entfaltung seiner Kräfte zwingen sollen, aber nur selten Resultate ergeben, deren Wert die gebrachten Opfer aufwiegt. Windischgrätz ordnete also eine „gewalt-

same Rekognoszierung“ durch das Korps Schlick an, welches am 2. April bei Hatvan auf stärkere ungarische Kräfte stieß, die aber dispositionsgemäß nach mehr scheinbarem als wirklichem Widerstande zurückgingen. Dies führte Windischgrätz zu gänzlichem Verkennen der Sachlage und er ordnete am 5. April eine allgemeine Offensive seiner verzettelten Abteilungen an.

Statt alles Verfügbare zusammenzuraffen, entsendet er auch noch den General Götz mit einer Division zur Verstärkung des Komorn zernierenden Korps.

Am 5. April wurde die Kürassierbrigade Karger in Szolnok von den Ungarn unter Damjanich überfallen und fast aufgerieben; ihr Verlust betrug 550 Mann, 320 Pferde und fünf Geschütze. In Losoncz überrumpelte Benicky ein kaiserliches Detachement, das gleichfalls, da zeitgerechte Unterstützung nicht eintraf, schwere Verluste erlitt. Nun befahl Windischgrätz dem Banus Jellačič, sich eiligst an die Hauptarmee heranzuziehen.

Dieser trat den Marsch sofort an, warf bei Tapió-Biscke ein sich ihm entgegenstellendes Korps der Ungarn zurück, wurde aber bei Isaszég von Görgey mit einem Verluste von 2000 Mann total geschlagen, da infolge der Verzettlung jede Unterstützung ausblieb. Nun erst sah Windischgrätz die begangenen Fehler ein, gab die Offensive auf und beschloß, seine gesamte Macht, mit Ausnahme der Zernierungstruppen vor Komorn, bei Budapest zu konzentrieren. Görgey folgte nach, täuschte aber Windischgrätz abermals, denn, statt — wie dieser erwartet — die vereinigten kaiserlichen Korps anzugreifen und eine Art Entscheidungsschlacht zu schlagen, ließ er vor Budapest nur ein schwaches Beobachtungskorps zurück, machte mit seinem Gros einen Flankenmarsch nach Waitzen und schlug hier den General Götz, der in diesem Treffen den Heldentod starb. Gleich darauf bereitete Görgey dem die Vereinigung mit Windischgrätz anstrebenden General Wohlgemuth bei Nagy-Sárlo eine blutige Niederlage. Währenddem blieb Windischgrätz ruhig in Budapest, glaubte Görgey mit der ungarischen Hauptmacht noch vor sich zu haben und erwartete vergeblich deren Angriff. Nun sah man in Wien wohl ein, daß man mit Windischgrätz einen Mißgriff gemacht habe, berief ihn ab und ersetzte ihn durch FZM. Welden. Dieser, obschon kein Feldherrngenie, aber ein klar denkender und vernünftig handelnder erprobter Soldat, entschloß sich, Budapest zu räumen und in eine Stellung zurückzugehen, in welcher er Wien vor einer eventuellen Invasion der siegestrunkenen

Ungarn schützen und seine Armee nach Heranziehung von Verstärkungen in die Verfassung bringen könnte, neuerlich und mit Erfolg die Offensive zu ergreifen.

Jellačič, dem alle kroatischen Truppen zugewiesen wurden, sollte in Slawonien eine selbständig operierende Südarmee bilden. Ofen wurde, so gut es ging, in verteidigungsfähigen Zustand gesetzt und General Hentzi mit einer schwachen Garnison zurückgelassen.

Am 4. Mai erschienen die Ungarn unter Görgey vor Budapest und begannen eine regelrechte Belagerung der nur geringe Widerstandskraft besitzenden, quasi improvisierten „Festung“ Ofen, die am 21. Mai erstürmt wurde, wobei GM. Hentzi, Oberst Alnoch und zahlreiche Offiziere und Soldaten nach tapferster Gegenwehr fielen.

Görgey trug sich keinen Augenblick mit dem phantastischen Gedanken, Österreich auf eigenem Gebiete bekriegen zu wollen; um so weniger, als nunmehr FM. Graf Radetzky in fünftägigem Feldzuge den äußeren Feind in seine Grenzen zurückgeworfen hatte und die revolutionären Bewegungen überall erloschen waren. Görgey begnügte sich damit, die weiteren Operationen der zurückgegangenen kaiserlichen Armee durch ein Korps beobachten zu lassen und war darauf bedacht, sein Heer nach Möglichkeit zu verstärken und innerlich zu konsolidieren. Der moralische Eindruck, den der allgemeine Rückzug der kaiserlichen Streitkräfte und die Wiedereroberung der auch des stabilen Donauüberganges wegen sehr wichtigen Hauptstadt im ganzen Lande machten, war ein enormer. Die Begeisterung erwachte von frischem, neue Scharen strömten zu den Fahnen der Honveds. Man ließ sich aber unklugerweise auch zu gewaltsamen Rekrutierungen verleiten und diese gezwungen dienenden Honveds und Landstürmler waren ein Schaden für das ohnehin nicht allzu feste Gefüge des ungarischen Heeres. Von der lorbeergekrönten „italienischen Armee“ wurden wohl nur wenige Truppenteile nach dem ungarischen Kriegsschauplatze entsendet, dagegen eine große Anzahl in zwei glücklichen Feldzügen erprobter Offiziere Radetzkyscher Erziehung.

Vor allem übernahm FZM. Baron Haynau, ein General von rücksichtsloser Strenge und Energie, den Oberbefehl der gegen Ungarn operierenden kaiserlichen Truppen. Infolge des Mißerfolges des Winterfeldzuges hatte sich inzwischen die Regierung in Wien an Rußland gewendet mit der Bitte, um freundnachbarliche Hilfe, und zwar sollte nur Galizien und Siebenbürgen durch russische Truppen besetzt werden, um das österreichische Heer rückenfrei zu halten. Rußland

aber ging in seiner Dienstwilligkeit weit über das Angesuchte hinaus und mobilisierte sofort 200.000 Mann.

Anfangs Juni sammelte sich die russische Hauptarmee in Galizien, in drei Korps, einer Division und einem Reservekorps formiert, insgesamt 138 Bataillone, 190 Eskadronen, 48 Batterien. Oberkommandant war Feldmarschall Paskiewitsch-Eriwansky, bekannt als Erstürmer von Warschau im polnischen Insurrektionskriege 1832.

Die operative kaiserliche Armee konzentrierte sich mit 4 Korps, 70 Bataillone, 76 Eskadronen, 288 Geschützen bei Preßburg. In der Wallachei, bei Czernetz stand FML. Graf Clam-Gallas mit zwölf Bataillonen, 16 Eskadronen, 36 Geschützen; unter Jellačič (Südarmee) in der Bácska 31 Bataillone, 36 Eskadronen, 135 Geschütze. Vor Peterwardein befanden sich 10 Bataillone mit 50 Geschützen; ein Reservekorps war in Bildung begriffen.

In Summa 138 Bataillone, 144 Eskadronen, 539 Geschütze. Rechnet man die vorerwähnten russischen Streitkräfte hinzu, so befanden sich die Ungarn, die mit 190.000 Mann im Felde standen, einer so überwältigenden Übermacht gegenüber, daß der Kampf von vornherein eigentlich ganz aussichtslos war, dies um so mehr, als ein guter Teil der ungarischen Bataillone aus ungeübten, mangelhaft ausgerüsteten und ebenso mangelhaft disziplinierten Landsturmleuten bestand.

Die Ungarn teilten sich in eine Donauarmee (Görgey, 61 Bataillone, 63 Eskadronen, 229 Geschütze), eine Theißarmee (Visoszki, 24 Bataillone, 12 Eskadronen, 37 Geschütze), eine Südarmee (Perczel, später Vetter, 37 Bataillone, 28 Eskadronen, 88 Geschütze) und ein schwaches Reservekorps.

Hiezu kamen, wie erwähnt, zahlreiche militärisch ziemlich wertlose Irreguläre. Schon aus dem Vergleiche der kaiserlichen und der ungarischen Streitkräfte geht deutlich hervor, daß der Feldzug bei guter Führung auch ohne Mitwirkung der Russen unglücklich für die Ungarn enden mußte, bei denen sich nun — nach so langer Dauer des Krieges — auch der Mangel an Heeresanstalten, wie solche einem regulären Heere zur Verfügung stehen, empfindlich geltend machte.

Die Russen begannen ihren Vormarsch am 18. Juni in zwei Kolonnen gegen Kaschau, ohne, abgesehen von einigen Scharmützeln mit Truppen des Visoszkischen Korps, auf den Gegner zu stoßen. Die Ungarn, die sich denn doch zu schwach fühlten, ein entscheidendes Treffen zu liefern, suchten nun durch Überfälle auf die russischen Nachschublinien zu wirken. Trotzdem erreichten die Russen am 30. Juni

Miskolcz, wo die fast ständige Begleiterscheinung ihrer Kriegsmärsche, die Cholera, mit größter Heftigkeit ausbrach. Es erkrankten täglich über 1000 Mann und der militärärztliche Dienst und das Sanitätswesen waren einfach kläglich. Ein irreguläres muselmännisches Reiterregiment säbelte am 6. Juli einige hundert schlecht bewaffnete Landsturmleute nieder, woran noch heute ein den Gefallenen bei Dernö errichtetes Denkmal erinnert.

Görgey wollte nun versuchen die kaiserliche Hauptarmee zu durchbrechen, und zwar durch eine Vorrückung auf die große Schütt. Ihm standen zunächst vier kaiserliche Korps und die mit diesen operierende russische Division Panjutine gegenüber. Obschon die Brigade Wyß bei Csozba durch die ungarische Division Kmety eine empfindliche Schlappe erlitt, ließ sich Haynau nicht einschüchtern und hielt seine eingenommene Stellung fest, um demnächst zum Angriff überzugehen, der sich gegen die Klapkaschen Korps bei Komorn richtete und mit totaler Niederlage derselben endete, obschon die Ungarn gerade an diesem Tage (2. Juli) mit außerordentlicher Tapferkeit und Ausdauer fochten. Görgey war aufs Schlachtfeld geeilt und machte persönlich an der Spitze von 50 Eskadronen den Versuch, das österreichische Zentrum zu durchbrechen. Auch diese großartige und bravouröse Husarenattacke scheiterte, Görgey wurde durch den Säbelhieb eines ihn verfolgenden kaiserlichen Reiters am Kopfe schwer verwundet.

Nach diesem Siege beschloß Haynau zunächst Budapest wieder zu nehmen und dann, über Szegedin marschierend, das hart bedrängte, aber durch FML. v. Rukavina heldenmütig verteidigte Temesvar zu entsetzen. Am 9. Juli bereits erfolgte der Einmarsch der kaiserlichen Truppen in Budapest.

Die nach Szegedin geflohene ungarische Regierung befahl dem nunmehrigen Oberkommandanten Görgey, alle ungarischen Streitkräfte an der Theiß zu vereinen. Um keinen Kleinmut aufkommen zu lassen, wurde die Zahl der in Ungarn eingerückten Russen weit geringer angegeben, als sie tatsächlich war, auch der Glaube verbreitet, die Russen seien durch die Cholera mehr als dezimiert und nicht weiter zu fürchten.

Görgey wollte nun, um die Theiß zu erreichen, den kürzesten Weg am rechten Donauufer einschlagen und sich die Bahn gewaltsam frei machen. Am 11. Juli kam es zu einer zweiten Schlacht bei Komorn, die damit endete, daß die Ungarn in das verschanzte Lager von Komorn zurückgeworfen wurden. Klapka blieb als Verteidiger

in dieser wichtigen Festung mit starker Besatzung zurück, Görgey aber war nun doch gezwungen, den Weg am linken Donauufer zu nehmen und trat den Marsch in der Nacht vom 13. auf den 14. Juli unbemerkt an. Allerdings konnte er den im Süden stehenden ungarischen Truppen nur mehr 20.000 Mann zuführen. Warum er in und bei Komorn unter Klapka ebenfalls 20.000 Man zurück ließ, ist trotz des großen Wertes, den er mit Recht auf den Besitz von Komorn legen mußte, nicht recht klar. Jedenfalls war es eine folgenschwere Zersplitterung, respektive Teilung seiner Kräfte.

Die Russen waren inzwischen über Kaschau eigentlich nicht hinausgekommen, waren mit dem Gegner nur wenig in Berührung gekommen und trachteten, ihre Verbindungen zu sichern, wozu das Reservekorps aus Galizien herangezogen wurde. Das nach Waitzen vorgeschobene muselmännische Reiterregiment erlitt durch Armin Görgey eine empfindliche Schlappe.

Artur Görgey aber, der von seiner Regierung über die wirkliche Stärke der bei Kaschau stehenden russischen Hauptarmee absichtlich falsch informiert worden war, erkannte noch rechtzeitig die wahre Sachlage und zog sich über Rimaszombat-Tokay hinter die Theiß; Paskiewitsch, der seinerseits Görgeys Stärke ebenfalls nicht kannte und bedeutend überschätzte, verfolgte die rückgehenden Ungarn nur ganz energielos durch 20 Eskadronen Kavallerie unter Oberst Chrulow, der Görgey in Rimaszombat ereilte, aber nicht angriff, sondern zur Waffenstreckung aufforderte; das lehnte Görgey in persönlicher Zusammenkunft mit Oberst Chrulow ab und die beiden Gegner trennten sich unter Austausch von Artigkeiten und — ihrer Pistolen. Es wurde hieraus später vielfach gegen Görgey der gewiß ungerechtfertigte Vorwurf abgeleitet, er habe schon in Rimaszombat die spätere Kapitulation vorbereitende Unterhandlungen angeknüpft.

Die ungarische „Südarmee" aus nur 20.000 Mann, zum Teile recht minderwertigen Neuformationen bestehend, gab ihre Absicht, nach Norden vorzurücken auf, als man erfuhr, daß die kaiserliche Armee schon bei Waitzen stehe.

Görgey setzte inzwischen seinen Rückzug nach mehreren kleineren Gefechten mit den nachfolgenden Russen in meisterhafter Weise fort, täuschte den Verfolger östlich ausbiegend und erreichte glücklich die Berettyo-Linie, wo er vorläufig in Sicherheit war. Durch diesen, mit nur sehr geringen Verlusten bewerkstelligten Rückzug von Komorn aus hatte Görgey den im Süden stehenden ungarischen Streitkräften

Zeit gegeben, sich zu konzentrieren und ihre Organisation zu verbessern. Daß es ihm nicht gelang, sich rechtzeitig mit der Südarmee zu vereinigen, ist Haynaus Verdienst, da dieser es verstand, die Entscheidung herbeizuführen, bevor die Ungarn sich vereinigen konnten.

Im Süden hatten sich folgende Ereignisse abgespielt:

Als FML. Welden sich seinerzeit entschloß, Budapest zu räumen und eine Stellung einzunehmen, um Verstärkungen abzuwarten und Wien gegen die im Winterfeldzuge siegreich gewesenen Ungarn zu decken, waren — wie früher erwähnt — dem Banus Jellačič alle kroatischen Truppen zugeteilt und er angewiesen worden, nach dem Süden Ungarns abzumarschieren.

Daselbst fand er die Festung Arad, die nach sechsmonatlicher Belagerung kapituliert hatte, in den Händen des Feindes, Temesvar vom ungarischen Korps Vecsey zerniert, bei Szegedin ein verschanztes Lager der Ungarn, die zirka 60.000 Mann organisierte Truppen und 30.000 Landstürmler zählten. Es blieb dem Banus nun nichts anderes übrig, als eine relativ sichere Stellung auf dem Plateau von Titel zu beziehen. Von diesem aus ging er, nach Abweisung mehrerer Angriffe des Gegners, selbst zur Offensive über und schlug Perczel am 7. Juni bei Kacs. Als aber die in der Schlacht von Komorn abgedrängte Division Kmety bei Perczel eingetroffen war, schlug dieser den Banus am 14. Juli bei Hegyes und nötigte ihn, wieder auf das Plateau von Titel zurückzugehen.

Wie bekannt, besetzte Haynau nach den beiden siegreichen Schlachten bei Komorn die Hauptstadt und wendete sich nach dem Süden, wohin auch Görgey seinen Weg nahm, um sich mit Perczel zu vereinigen. Den Oberbefehl über die Ungarn hatte neuerlich der Pole Dombinsky übernommen. Am 5. August wurde dieser gezwungen, sich bei Szöreg zur Entscheidungsschlacht zu stellen.

Diese fiel, namentlich durch die ausgezeichnete Haltung und Verwendung der kaiserlichen Artillerie, so unglücklich aus, daß bereits Demoralisation im ungarischen Heere einzureißen begann und Dombinsky die Belagerung von Temesvar aufgeben mußte. Haynau hatte sonach seinen Zweck erreicht, nämlich Dombinsky vor dessen Vereinigung mit Görgey entscheidend geschlagen und das hart bedrängte Temesvar entsetzt. Nach der Niederlage von Szöreg trat Dombinsky den Oberbefehl an Bem ab, der die Korps Dombinsky, Vetter, Guyon und Perczel bei Temesvar sich nochmals zur Schlacht stellen ließ. Aber das Waffenglück hatte den Ungarn endgültig den

Rücken gekehrt. Auch die Verhältnisse hatten sich zu ihren Ungunsten geändert. Statt schwächlicher, tastend und zögernd handelnder Generale stand ihnen in der Person Haynaus ein kriegserfahrener Soldat von eiserner Energie und unbeugsamem Mute gegenüber. Die kaiserlichen Truppen aber hatten ihre volle, aus strammer Disziplin und hingebungsvoller Pflichttreue hervorgehende Tüchtigkeit wiedergewonnen. (Hatten sie die überhaupt je eingebüßt?) Görgey, inzwischen wesentlich verstärkt, versuchte von Arad aus am 10. August sich mit Dombinskys geschlagenen Truppen zu vereinigen, ward aber durch das ihm bei Dreispitz den Weg verlegende Korps Schlick zurückgeworfen. Scharenweise verließen selbst die „Regulären" nunmehr die ungarischen Fahnen, die Landsturmleute zerstreuten sich. Kossuth dankte zu Gunsten Görgeys ab und stellte ihm anheim, eine Kapitulation der ungarischen Armee, oder richtiger Armeereste, abzuschließen. Da nunmehr auch die Görgey ziemlich bedächtig folgenden Russen bei Arad eingetroffen waren, trat Görgey mit dem General Rüdiger in Verhandlung und streckte — die Aussichtslosigkeit weiteren Widerstandes erkennend — am 13. August in der Ebene Szöllös bei Világos mit 30.889 Mann, 7900 Pferden und 144 Geschützen die Waffen. Ein großer Teil der Fahnen und Standarten wurde von den schmerzgebeugten Honveds verbrannt oder vergraben, 60 Feldzeichen übernahmen die Russen. Ein Teil der ungarischen Generale und Offiziere trat auf türkisches Gebiet über. Am 17. August kapitulierte die Festung Arad, am 7. Dezember erst Peterwardein. Klapka jedoch wollte von einer Übergabe Komorns nichts hören, verteidigte sich mit Energie, brachte durch geschickt geleitete Ausfälle dem Zernierungskorps mehrfach Schlappen bei und übergab am 28. November die Festung, erst nachdem Haynau alle Forderungen Klapkas bezüglich der Sicherung seiner Offiziere und Soldaten bewilligt hatte.

Was seit dem Tage von Világos weiterhin erfolgte, gehört nicht in den Rahmen einer kriegsgeschichtlichen Darstellung.

Jedenfalls war der in kurzen Zügen geschilderte Krieg der großartigste, den eine rein improvisierte Armee gegen geschulte Soldaten geführt. Zahlreiche Heldentaten beider Parteien sind der Vergessenheit anheimgefallen. Militärische Lichtpunkte des Krieges und vorbildliche Lehrbeispiele sind die heldenmütigen Verteidigungen Komorns durch Klapka, Temesvars durch FML. v. Rukavina und Görgeys Rückzug von Komorn hinter die Theiß.



Die Freunde.

Drei Dialoge über die Friedensidee, von Ludwig Sendach, Wien.

Personen: Max, Maler; Rolf, Poet.

Ort: Atelier des Malers; Zeit: Die Gegenwart.

I.

Max: Weißt du auch, Rolf, daß es zwanzig Jahre sind, seit uns das Schicksal getrennt hat?

Rolf: Schicksal? — Das Leben!

Max: Sage lieber: Der Kampf um's Dasein.

Rolf: Phrase, lieber Max!

Max: Erlaube mir —!

Rolf: Aber keine Phrase, daß ich mich herzinnig freue, dich wiederzusehen. Und der Gedanke, daß wir nun beisammen bleiben, ist schön!

Max: Aus vollster Seele stimme ich dir zu. Hier meine Hand, Rolf; der Gedanke ist schön.. Und — lache nicht! — ich werde freudiger und Besseres schaffen, weil ich dich nur habe. Und du, Rolf — — aber du lachst ja!

Rolf: Nein! nein!

Max: Du wirst als Schriftsteller — Pardon! als Dichter — Anregung finden im Verkehre mit mir! Nun, warum lachst du nicht?

Rolf: Weil du Recht hast.

Max: Findest du wirklich? — Oh, nun werde ich ganz verstanden — von einem! Aber es ist genug.

Rolf: Idealist!

Max: Spotte nicht, Rolf! Wir sind aus gleichem Holze. Erinnerst du dich, da wir Plato lasen — —?

Rolf: Erinnerst du dich, daß wir um wilde Kastanien stritten — was sage ich? — uns balgten?

Max: Es waren schöne Zeiten! Wir waren noch Kinder. Aber später, da wir Plato lasen —

Rolf: Nun?

Max: Waren wir nicht entzückt?

Rolf (lachend): Wohl! Aber —

Max: Aber?

Rolf: Aber verstanden haben wir ihn nicht.

Max: Du meinst?

Rolf: Heute verstehen wir ihn — vielleicht.

Max: Alle Wetter! Nur vielleicht?

Rolf: Das meine ich in der Tat. — Doch, à propos! Was malst du jetzt? Was ist deine neueste Idee?

Max: Der Sieg —

Rolf: — der Liebe über Haß und Neid?

Max: der Sieg des Kambyses über Psammenit. Der Kontrast zwischen dem triumphierenden Wüterich und dem unglücklichen Ägypterkönig, der tränenlos sein grausames Geschick erträgt — ich sehe das Bild im Geiste.

Rolf: Ich seh' ein anderes Bild: Leo, der Erste, bewegt vor den Toren Roms den Hunnenkönig zum Rückzug. Oder —

Max: Ja! ja! Aber lieber Rolf —

Rolf: Ich verstehe dich. Du bist Künstler, du bist Maler. Aber ad vocem Plato — mir scheint beinahe, du verstehst ihn nicht, das heißt, Pardon! du willst ihn nicht versteh'n. — — Effektvoller ist Kambyses jedenfalls. Du hast Recht.

Max: Ich bin Idealist. Aber in der Kunst gibt Leidenschaft, Kampf, Krieg packendere Bilder, als —

Rolf: Ich verstehe dich ja.

Max: Doch, was mich interessiert: Was schreibst denn du? Deine „Weckrufe", deine „Kampflieder", deine begeisterten Gesänge nach dem Siege Deutschlands las ich in Rom in meinem Atelier. Diese Kraft! Dieses Mark! Das ist Poesie!

Rolf: Ich sagte dir schon, daß ich dich verstehe.

Max: Ich brenne zu erfahren, was du jetzt arbeitest.

Rolf: Ich? — Ich schreibe — Artikel — über — die Friedensidee.

Max: Ah?

Rolf: „Die Waffen nieder!“ — Nun, was siehst du mich so erstaunt an?

Max: Also du kämpfst auch — für unmögliche Dinge?

Rolf: Unmögliche Dinge? — Plato —

Max: Rolf, du wirst langweilig. Ich hab' ihn schon verschwitzt, den guten Plato. Aber die Friedensidee, lieber Rolf, ist ja doch —

Rolf: — eine schöne, große Idee! Die Tochter der göttlichen Gerechtigkeit — nicht anders, Max! — wird sie die Mutter irdischer Glückseligkeit. Die Frage ist nur die, ob wir, die wir uns so gerne auf dem Piedestale der menschenbeglückenden Humanität, auf das wir uns selbst zu erheben nicht erröten, im Glanze selbstgespendeten Ruhmes sonnen — die Frage ist nur die, ob wir reif genug sind, diese erhabenste Idee, seit es Menschen gibt, zu verwirklichen.

Max: Du glaubst an die Möglichkeit eines Weltfriedens? an die Möglichkeit einer Abrüstung für immer? an die Möglichkeit der Abschaffung des Krieges? Phantast!

Rolf: Schilt mich immerhin! Aber ich glaube an all' das fester, als ich im Kindesalter an einen guten Gott geglaubt. Ich leugne ihn übrigens auch heute nicht, Max! Ich bin nur zu arm, den Gottesbegriff zu fassen. Doch bleiben wir bei der Sache. Meine Überzeugung ist die, daß die Idee des Weltfriedens nicht nur ausführbar ist, sondern daß sie sich mit logischer Unabwendbarkeit verwirklichen wird. Die Barbarei unseres Jahrhunderts der — Humanität, die Kurzsichtigkeit unseres — weitblickenden Geschlechtes, der Egoismus unserer sogenannten Volksbeglücker muß der Erkenntnis des Zieles der Menschheit weichen. Die Frage ist nur: wann?

Max: Du — steht das alles im Plato?

Rolf: Du hast ihn auf's Tapet gebracht. — Ich scherze nicht. Und wahrlich! Der hat nicht umsonst gelebt, der dazu beitrug, daß jenes beglückende Zeitalter eine Minute früher ins Dasein tritt.

Max: Aber Rolf! Sind heimischer Herd, Vaterland, Nationalität Wahngebilde, die du einfach negierst?

Rolf: Das sind lauter schöne farbige Strahlen, die im weißen Lichte verschmolzen sind. Das heißt — ganz taugt das Bild nicht —

Max: Ich verstehe dich nicht.

Rolf: Die wenigsten verstehen uns und ein großer Teil unserer begeistertsten und getreuesten Anhänger gibt sich nur den Anschein, als wüßte er, wofür er sich erwärmt. Doch höre mich an.

Max: Ich bin wirklich begierig.

Rolf: Hat der Mann aus dem Volke eine richtige Vorstellung von der Aufgabe der Malerei?

Max: Nein!

Rolf: Er hat höchstens eine ungefähre Vorstellung von einer ihrer allerniedrigsten — „Verwendungen", bei welchen nicht mehr von „Kunst" die Rede sein kann, zum Beispiel von dem „Zwecke" eines gemalten Türken an einer Tabaktrafik oder dem „Zwecke" eines Wirtshausschildes; aber er ahnt doch gewiß nicht, was wir mit den Worten sagen wollen: „eine Idee künstlerisch erfassen, sie künstlerisch gestalten." Habe ich Recht?

Max: Unbestritten!

Rolf: Noch weniger weiß der Mann aus dem Volke, was es heißt, „einen Stoff als Dichter anschauen"; noch weniger, was wir „innere Wahrheit eines Gemäldes", was wir „das Kunstideal in der Tragödie", was wir eine „musikalische Idee" nennen. Habe ich Recht?

Max: Gewiß! Aber —

Rolf: Nun, lieber Max, gleichwohl sind aber die Schöpfungen der Poesie, der Malerei, der Musik nicht nur möglich, sondern sie sind unbestritten in herrlicher Fülle in's Dasein getreten.

Max: Was willst du damit sagen?

Rolf: Dasselbe, was ich sagen will, wenn ich dich daran erinnere, daß wir als zehnjährige Jungen uns um Kastanien balgten, daß wir zwei Jahre später unsere Muskeln prüften, um zu sehen, wer von uns stärker ist, daß wir, vierzehnjährig, uns nicht kümmerten, wer den Livius besser übersetzt, und daß wir endlich, während der Professor uns die Schönheiten der Tragödien des Sophokles umständlich auseinandersetzte, unsere ersten Liebesbriefe verfaßten.

Max: Wo willst du hinaus?

Rolf: Erlaube! — Als ich später das trockene und kalte Studium der jura betrieb, da gingen mir ganz unvermittelt und plötzlich die Schönheiten der Tragödien des Sophokles auf! Ich ließ die Pandekten liegen und kaufte mir — den Sophokles. Ich schäme mich, dir's zu gestehen, daß ich mein Exemplar aus der Gymnasialzeit zu einem Antiquar getragen hatte, um mir dagegen — Blumauers Aeneide einzutauschen.

Max: Das verstehe ich alles und doch weiß ich nicht —

Rolf: Wo ich hinaus will? — Ich war mit achtzehn Jahren für Sophokles nicht reif, andere sind es vielleicht mit siebzehn, andere werden es nie. Häuslicher Herd, Familie, Nationalität sind schöne Schlagworte und um so schöner, wenn wir denken, wie durch die Greuel des Krieges das Glück der Familie, der Segen des häuslichen Herdes, der Ruhm und Stolz einer Nation vernichtet werden kann.

Max: Wo tret' ich dir entgegen? Du springst von einem Thema zum andern —

Rolf: Nach dem Rezepte der Ode! Und trotzdem — um nicht zu sagen: eben deswegen — haben meine Gedanken eine innere Harmonie —

Max: Vielleicht wird mir diese Harmonie am Schlusse klar — wie bei der Ode!

Rolf: Wenn jeder hat, was er braucht, wird er den Nachbar nicht berauben und daher nicht fürchten müssen —

Max: Utopia! — Oder meinst du die definitive Einteilung der Weltkarte im Wege eines diplomatischen Kongresses zu stande zu bringen?

Rolf: Warum nicht? — — — Aber ich bemerke eben, daß ich mit dir nicht weiter plaudern kann. Ich muß handeln —

Max: Ei?

Rolf: Ich habe eine Rede zu halten.

Max: Im Friedenskongresse?

Rolf: Er tagt jetzt nicht. Im Vereine gegen Verarmung und Bettelei.

Max: Helft ihr mit Worten?

Rolf: Auch Worte können Taten sein! Leb' wohl!

II.

(Am nächsten Tage.)

Max: Gut, daß du kommst, Rolf. Ich habe über unser Thema nachgedacht —

Rolf: — und rüstest ab?

Max: Nein!

Rolf: Aber, wie ich sehe, störe ich dich; du arbeitest —

Max: Ich bin nicht recht in der Stimmung. Unser gestriges Gespräch —

Rolf: — hat dich abgezogen? Max, das wäre schlimm. Wir hofften doch auf wechselseitige Anregung —

Max: Auf die hoffe ich nicht nur; ich merke sie meinerseits schon jetzt. Doch zu unserem Thema! Wenn ich dich recht verstanden habe, so ist deine Gedankenreihe etwa diese: Wenn die Segnungen der Kultur einmal allgemein zugänglich geworden sind — und sie sind es unter den Kulturvölkern heute schon —

Rolf: Sagen wir: Staaten, Kulturstaaten —

Max: So? — Meinetwegen! Wenn also — und so weiter — so kann der Einzelne nur den Zweck verfolgen, dieser Segnungen teilhaftig zu werden.

Rolf: Ja — in dem Maße, als er sie durch ehrliche Arbeit erringen kann —

Max: — oder auf Grund ererbten Besitzes erringen kann —

Rolf: Du springst ab. Doch zugegeben. Das gehört übrigens nicht hieher. Indes, lieber Max, lasse vielleicht meine Gedanken mich entwickeln; ich zerbreche mir ja auch nicht deinen Kopf, um dir zu opponieren. Also! Ich nehme für einen Moment an, daß alle Politiker, die auf Ländererwerb und Erweiterung der politischen Machtsphäre ihrer P. T. Staaten spekulieren, sowie alle nationalen Heißsporne, die den Rassenkampf predigen, sowie endlich alle konfessionellen Hetzkapläne für sechs Wochen — sagen wir nach dem Sirius verpflanzt werden; der Mond wäre zu nahe —

Max: Ich bin begierig.

Rolf: — so wird der Einzelne, er sei Deutscher, Franzose, Engländer, kurz: Kulturmensch, in dem Fremdländer, ob dieser im angrenzenden oder in einem entfernteren Reiche wohnt, nicht einen Gegner erblicken, der ihm sein Haus, sein Feld, seinen Hobel, seine Feder, seinen Pinsel, —

Max: — seine Gedanken —

Rolf: — rauben will, sondern den friedlichen Mitbewerber um den Besitz irdischer Glückseligkeit.

Max: Ist diese ohne Stammesbewußtsein denkbar? Ohne Hochhaltung der nationalen Fahne? Ohne Machtstellung des Vaterlandes? Ohne —

Rolf: Wir kommen nicht zur Verständigung. Ich muß trivial werden. Wenn du hungrig bist, fragst du nach der Nationalität des Imbisses? Mundet dir der Rheinwein darum besser, als ein französischer Wein, weil deine Wiege am Rhein stand? Und wenn du

deine Frau, die du dir aus Rußland oder Italien holtest, als deinen guten Engel preisest und ihr Kind und das deine dein Erdenglück nennest, fragst du nach Stamm und Nation? Ist der Gedanke an die Gottheit, ist Gattenliebe, ist Kindesliebe, ist der Quell aller Liebe — die Mutterliebe — national?

Max: Ich werde ganz konfus.

Rolf: Nur deshalb, weil du heterogene Dinge verquickst. Ich will das alles zur Sprache bringen, aber eines nach dem andern. Wo blieben wir doch? Ja! Bei dem Streben jedes Einzelnen nach irdischer Glückseligkeit. Wenn es hiebei einen Kampf gibt —

Max: Einen Kampf ums Dasein?

Rolf: — einen Kampf um ein Leben, das des Lebens wert ist, so wird es ein Wettstreit sein um volkswirtschaftliche Werte —

Max: Sagen wir: wirtschaftliche schlechtweg.

Rolf: Meinetwegen; und wenn du es schon willst, um die Position in sozialer Beziehung, aber — wohlgemerkt — wenn wir schon in die Zukunft blicken, unter allerdings wesentlich geänderten Verhältnissen, da doch die Lösung der sozialen Frage —

Max: Ich verstehe!

Rolf: Es wird ein Kampf sein, ein friedlicher Wettstreit um die Vorteile der rationellsten Bodenbearbeitung, der rationellsten Viehzucht, um den rationellsten Betrieb von Handel und Gewerbe und — damit du mir nicht wieder ins Wort fällst — um die rationellste Regelung der Arbeits- und Arbeiterverhältnisse, aber auch um die schönsten Siege auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft.

Max: Gewiß! gewiß! Wenn du auch sehr viel ausgelassen hast.

Rolf: Ich wollte demonstrativ, nicht taxativ anführen, sonst hätte ich gewiß auch die Finanzpolitik, die Verwertung gewonnener Erfahrungen bei Errichtung und Leitung von Spitälern und Lehr- und Erziehungsanstalten in den Kreis meiner Betrachtungen gezogen —

Max: — und von Kasernen —

Rolf: Wie?

Max: Oder wird es gar keine Kasernen geben? nicht einmal für eine Stadtmiliz, für eine Schutzmannschaft?

Rolf: Du fragst zu viel in einem Atemzuge. Bleiben wir bei der irdischen Glückseligkeit, zu deren Schutz ich dir meinetwegen selbst eine Schutzmannschaft in einer Kaserne oder in mehreren bewillige.

Max: Mir scheint, du persiflierst deine eigenen Ideen?

Rolf: Keineswegs! — Mitbewerber um die Segnungen der Kultur ist jedes Mitglied der Kulturwelt, er sei Deutscher, Slawe, Romane, weil die Nationalität diesbezüglich keine Gegensätze bildet. Es gibt da nur einen Feind, der von allen täglich bekämpft wird, die Unkultur. Slawe, Romane, Germane wetteifern verbrüdert um die Hebung der Kultur, um die Förderung der Humanität.

Max: Wird die Todesstrafe aufgehoben?

Rolf: Max, ich bitte dich —

Max: A propos, Rolf! Sind die nach dem Sirius Verbannten noch immer auf dem Sterne?

Rolf: Du kannst sie kommen lassen. Sie haben nichts mehr zu tun. Denn, zugegeben, es werde, selbst wenn die Friedensidee zur weltbeglückenden Wahrheit geworden ist, wenigstens Einzelne geben, deren egoistische Triebfedern Millionen ins Unglück stürzen wollen, um ihre ehrgeizigen Pläne zu realisieren, so werden diese Einzelnen unschädlich sein, weil die Millionen, die anders denken, nicht hinter ihnen stehen und vor allem deren Zwecken nicht Vermögen, Gesundheit und Leben opfern.

Max: Du predigst also Rebellion? Umsturz aller Throne? Du schaust in seltsamer Verkettung das tausendjährige Reich der Chiliasten um die rote Fahne der Internationale?

Rolf: Habe ich mich so erschreckend unklar ausgedrückt? Übrigens — international? Ja! So heißt das goldene Banner des Menschenglückes, dem ein längeres Leben, als ein tausendjähriges, zu prophezeien ist! Aber ich meine: die Regierungen werden selbst die allgemeine Abrüstung als conditio sine qua non für die Erreichung des Menschheitszweckes erkennen. Das Ziel nämlich, das der Kulturwelt winkt, das Ergebnis des Wettstreites in den Künsten des Friedens kommt allen — den Siegern wie den Besiegten — zugute; der Krieg, das menschenmordende Ungeheuer, vernichtet den Schwachen und schwächt den Starken. Ein Feldherr, und wahrlich einer der größten aller Zeiten sagte: „Selbst ein siegreicher Feldzug ist ein großes Unglück.“

Max: Nach allem, was du sagst, scheinst du also doch die Einteilung der Weltkarte durch einen diplomatischen Kongreß als Voraussetzung der Verwirklichung deiner Idee zu betrachten?

Rolf: Vor allem kann ich die Priorität der Friedensidee nicht für mich beanspruchen. Weiters hat die Einteilung der Weltkarte damit nichts zu tun. Ich sprach doch nur von der Kulturwelt, das ist im besten Falle heute der größte Teil von Europa, einige Landes-

gebiete Asiens und die Vereinigten Staaten. Was man sonst da und dort dazuzählen muß, erlasse mir. Aber allerdings müßte die Lösung der Frage für die Kulturwelt im Wege diplomatischer Konferenzen durchgeführt werden.

Max: Du meinst also allen Ernstes, es könnten sich die Regierungen von so und so vielen Staaten für die allgemeine Abrüstung entschließen, für einen ewigen Landfrieden?

Rolf: Wäre der Erdball nur von Kulturvölkern bewohnt, läge das im Bereiche der Möglichkeit.

Max: Da dies aber keineswegs der Fall ist —

Rolf: so folgt daraus, daß die Idee des Weltfriedens in dem Gedanken kulminiert, daß alle Kulturstaaten für die Austragung ihrer Differenzen — und Differenzen wird es geben, so lange es Menschen gibt — das Schiedsrichteramt aufstellen. Wie wir heutzutage im privaten Leben unsere Streitigkeiten durch den Mund des Richters entscheiden lassen, aber gleichwohl, wenn uns ein Strolch überfällt und uns kein Schutzmann vor seinen Angriffen bewahrt, uns natürlich selbst wehren: so würden die durch eine Konföderation verbundenen Kulturstaaten nicht alle Soldaten nach Hause schicken, weil sie ja — wenn auch Hunnen- und Avareneinfälle nicht zu befürchten sind — doch gewappnet sein müßten gegen die Angriffe der Völker, die der Segnungen der Kultur noch nicht teilhaftig geworden sind, vor allem aber zum Schutze der überseeischen Besitzungen.

Max: Mir kommt vor, daß du heute viel weniger idealen Schwärmereien nachhängst als gestern. Nun ließe sich ja mit dir sprechen, wenn nicht ich heute die Konferenz leider abbrechen müßte.

Rolf: Mußt heute du eine Rede halten?

Max: Nein! Aber ich sah durch's Fenster, daß ein Besuch kommt, den ich nicht warten lassen darf. Ich soll ein Porträt malen; heute ist die erste Sitzung.

Rolf: Darf man fragen, wenn du malst?

Max: Einen Friedensapostel — Gräfin X.

Rolf: Ironie des Schicksals! — So muß Kambyses einstweilen warten? — Addio!

III.

(Einige Tage später.)

Rolf (eintretend): Nun Max, was macht das Porträt?

Max: Ich hoffe, daß es gelingen wird. Sieh' selbst, du kennst ja die Gräfin —

Rolf: Zum Sprechen ähnlich.

Max: A propos!

Rolf: Unser Thema?

Max: Ich habe mich inzwischen ein wenig informirt — über die Chancen der Friedensidee —

Rolf: Bei der Gräfin?

Max: Zum Teile auch. Andererseits habe ich Studien gemacht. Ich habe gelesen, was ich an einschlägiger Literatur nur auftreiben konnte. Von den unermeßlichen Summen, die jetzt für den Militarismus — in allen Kulturstaaten! — verausgabt werden, schwindelt mir allerdings der Kopf. Aber ich habe mir gleichwohl ein selbständiges Urteil darüber gebildet, wie leicht die Sicherheitszustände mit einem relativ kleinen Aufwande und bei riesigen Ersparnissen gegenüber den Opfern für die ewige Kriegsbereitschaft durch ausgiebige Vermehrung der Schutzmannschaft zu einer idealen Höhe gebracht werden könnten; wie durch die Zunahme der Sicherheit für Leben, Gesundheit und Eigentum schon an und für sich die Voraussetzungen einer wesentlichen Verbesserung der Lebensbedingungen für die Menschheit geschaffen würden, ganz abgesehen davon, daß alljährlich Milliarden, die heute für den Militarismus der Kulturwelt geopfert werden, der Kultur dienstbar gemacht werden könnten. Die Sache erscheint mir nun viel plausibler, als wie du sie mir mit deinen —

Rolf: — idealen Schwärmereien —?

Max: — mundgerecht machen wolltest.

Rolf: Das glaube ich gerne. Weißt du, Max, ich gestehe dir, daß ich gleich merkte, du seiest absolut nicht au fait, und so sprach ich sprunghaft —

Max: nach dem Rezepte der Ode?

Rolf: Allerdings! — Nun aber, da du dich inzwischen informiert hast, brauche ich dich nur zu fragen: Hältst du die Verwirklichung dieser Weltfriedensidee wirklich für unmöglich?

Max: Keineswegs!

Rolf: Aber ich bleibe gleichwohl bei meinen „idealen Schwärmereien“. Freilich blicke ich da nach einem fernen, sonnenbeleuchteten Gipfel. Ich trenne im Geistesfluge den Nebel von Jahrhunderten, vielleicht Jahrtausenden und sehe den Gnadenberg einer gesegneten, späten Zeit, da der Erdball nur von Kulturvölkern bewohnt wird.

Max: Doch was näher liegt —

Rolf: — überseh' ich nicht. Gebe ein gütiges Geschick, daß das große Werk gelingt! Verdunkle mir meinen freien Ausblick nicht! Hemme mich nicht in meinem Fluge nach der fernen Zeit des Menschenglückes, da Friede herrschen wird auf Erden!

Max: Idealist! — Aber warte, Rolf! Bei alledem ist mir doch manches Bedenken gekommen. Wenn diese Friedensidee Wirklichkeit geworden, so wird das Nationalgefühl zugrunde gehen, die Liebe zum engeren Vaterland verkümmern —

Rolf: Du täuschest dich, Max. Es gibt keinen Stein, der schlechtweg Stein, keinen Baum, der schlechtweg Baum wäre, wie es kein Tier schlechtweg gibt. Das Tier muß Maus oder Löwe oder Taube sein, der Baum Fichte, Eiche, Erle. So kann auch der Mensch nicht schlechtweg Mensch sein. Er ist das Produkt von tausend Verhältnissen, die zusammenwirken, und ist folgerichtig allzeit das Kind seiner Eltern, der Sohn des Landes, dem er angehört, ist nach seiner Nationalität Deutscher, Romane, Slawe, Botokude. Und die Unterschiede der Sprachen können nicht aufhören, weil sie Produkte örtlicher Verhältnisse sind. Und die Besonderheiten des Tal- und Gebirgsbewohners können bei allem Verkehre nicht völlig verwischt werden. Und wird auch eine Universalsprache einst alle Nationen verbinden —

Max: Esperanto?

Rolf: — so werden dabei die individuellen Sprachen fortbestehen. Der im Menschenherzen wurzelnde Trieb nach irdischer Glückseligkeit wird international sein, wenn auch die in die Erscheinung tretende Betätigung dieses Triebes individuell bleiben wird, wie Sprachen und Sitten nach Land und Klima verschieden sein werden. Nicht einmal die Kunst kann international werden. Auch sie ist abhängig von Zone, Klima, Bodenbeschaffenheit, weil sie am Sinnlichen haftet.

Max: Aber die Religion? War nicht die Religion einst national? Sieh' doch die Griechen, Indier, Perser, Ägypter usw., dann den nordischen Götterglauben. Und heute?

Rolf: Du willst mich persiflieren?

Max: Nein! wahrhaftig nicht!

Rolf: Wie lang ist die Religion national? Solang sie am Sinnlichen haftet, das eben nach dem Himmelsstrich verschieden ist. Der unsichtbare Gott ist international! Und darum kann nur eine Religion aller Weltreligion werden, die nicht am Sinnlichen haftet.

Darum ist das Christentum, als der reinste, geistige Glaube, berufen, Gemeingut der Welt zu werden, den Erdkreis zu erobern.

Max: Aber auch auf anderen Gebieten zeigt es sich, daß das Besondere im allgemeinen aufgeht.

Rolf: Wie meinst du das?

Max: Einst war alles national, nicht nur die Kunst, die es noch heute ist und, wie ich dir zugebe, bleiben wird, sondern auch die Wissenschaft —

Rolf: So lange der beschränkte Dünkel der Bewohner eines Erdenwinkels den Mann, welcher der Welt gehört, für eine Scholle als Eigentum reklamierte, allerdings. Aber Cartesius und Darwin, Aristoteles und Kant gehören der Welt, unbeschadet ihrer Landsmannschaft als Erdenbürger und unbeschadet des wichtigen Umstandes, daß sie als Söhne ihrer Zeit, als Kinder ihres Volkes das wurden, was sie geworden sind. Doch als sie fertig waren — möchte ich sagen — wurden sie international, hörten sie auf, einem Stamme anzugehören. Aber Rafael bleibt Italiener und Mozart Deutscher, wenn auch die Welt ihre Werke bewundert. Du siehst also Max, daß die Künste allein schon das Untergehen des Stammesbewußtseins, das Verwischen der unterscheidenden Merkmale der Nationen, das Aufgehen der Sprachen in eine Sprache verhindern werden, weil sie am Sinnlichen haften und dieses nach Zone, Klima, Land, nach Fauna und Flora wechselt.

Max: Wir sind wieder von dem eigentlichen Thema, bezüglich dessen ich in diesen Tagen in einschlägigen Werken, Zeitschriften und Journalen nachlas, abgekommen —

Rolf: weil ich als Dichter — verzeihe! — als Seher das ferne, ferne Ziel vor Augen habe. Ich wundere mich, daß du als Maler dich nicht mit mir hinüberschwingst zu dem fernen, goldenen Berge —

Max: Der Maler ist mehr als der Poet gezwungen, die irdische Scholle nicht aus den Augen zu verlieren.

Rolf: Da hast du wieder Recht. Aber der Poet ist verloren, der sich im Abstrakten — verliert!

Max: Zugegeben. Vielleicht bin ich aber mehr Realist, als du.

Rolf: Kaum! Wegen der Wahl des Stoffes für dein nächstes Bild — ich meine Kambyses — schon gewiß nicht. Und wie ich deine Gemälde kenne, wirst du den Idealisten berühren im Ausdrucke Psammenits und nicht minder im Antlitz des grausamen Persers. Der Stoff ist gut. Lasse ihn ja nicht fallen!

Max: Du plädierst also nicht mehr für Leo und Attila?

Rolf: Nein! — Und — im Vertrauen! — Weißt du, was ich gestern schrieb? Was ich mitten in meiner Schwärmerei für die große Friedensidee schrieb?

Max: Nun?

Rolf: Ein Gedicht, betitelt: „Die Schlacht bei Pelusium“.

Max: Wie? Das ist ja mein Stoff! Kambyses und Psammenit!

Rolf: Jawohl! — Für die Kunst ist der Krieg ein ergiebiges Feld. Aber das Leben sei davon verschont, das Leben des Einzelnen, das Leben der Völker!

Max: Lies mir das Gedicht!

Rolf: Nicht, ehe du dein Bild entworfen hast. Ich könnte dich beeinflussen, übel beeinflussen. Ich sage nur: „Laokoon!“ Sapienti sat.

Max: Du hast Recht. Nun will ich mit doppeltem Eifer an das Werk schreiten. Ich wußte es ja, daß du mich dazu anregen wirst, mein Bestes zu schaffen.

Rolf: Wir werden einander anregen. — Aber ein Gedicht, Max, lese ich dir, wenn du mich besuchst, die Ode: „An den Gedanken“. Den Schluß — er paßt hieher — zitiere ich dir aus dem Gedächtnis. Ich apostrophiere den Gedanken, der durch Jahrtausende seinen Flug nimmt und das All durchmißt, und sage dann:

——— Und von dem ersten Glücke
Des reinen Menschenpaares,
Von Edens Wundersage
Spannst du die Geistesbrücke
Durch ferne, ferne Tage
Zum Traum des Jubeljahres,
In dem der Tag erscheint,
Da Liebe sich belohnt
Aus jedem Herzen sprießend:
Wenn sich die Welt vereint
Zum Bau des Hochaltares,
Auf dem — die Welt umschließend —
Die reine Liebe thront!
Dann siehst du stolz vollbracht
Das Menschenwerk, das große,
Wenn in der Liebe Schoße,
Die aus des Chaos' Nacht
Geweckt die Weltenpracht,
Beglückt, in treuer Hut
Die reine Menschheit ruht! ———



Irtogast.

Von **Dr. Friedrich Ritter v. Kenner.**

(Fortsetzung.)

Nun bogen sie in den Wald hinein.
Ernst blickten die hohen Stämme drein,
Die Äste bebartet mit langem Moos
Regungslos und bewegungslos
Spreizten sich aus in düsterem Schweigen.
Und doch wars um sie, wie Huschen und Neigen,
Kein Ton, den das klingende Ohr gehört,
Kein Leuchten und doch ist das Auge betört
Und doch glaubts zu hören und glaubt es zu seh'n
Die seltsamen Dinge, die ringsum gescheh'n.
Was leuchtet dort? — Nichts! ein faulender Stamm. —
Der Klagelaut, horch, der von dorther kam,
So bang, daß alle Sinne sich sträuben: — — —
Zwei Bäume, die leicht aneinanderreiben;
Zu Häupten huscht es, den Fuß umfängt's,
Den Arm erfaßt es, den Sinn umdrängt's
Stets feindlich, stets in neuer Gestalt,
Mit boshafter List, mit Trug, mit Gewalt.
Da wacht die Furcht im Herzen auf,
Da steigt der Schauer zur Stirne hinauf,
Mit dem das Nachtvolk sein Treiben umkleidet
Und höhnisch dann eine Fratze schneidet.

Sie atmeten auf, als hie und da
Das Dämmerlicht durch die Bäume sah,
Der Weg ins Freie nun war gewonnen
Und hinter ihnen der Zauber zerronnen.

Hoch wölbt sich der dunkle Himmel hinauf,
Aus dem Boden steigt kräftiger Odem auf,
Weißblühende Blumen auf weite Strecken
Als mattglänzende Inseln die Wiesen bedecken
Und zwischen Weiden und Erlengehegen
Rauschte die Aurach dem See entgegen.

Da hatte sich Irtogast umgewandt,
Trat an Malek und reichte ihm seine Hand;
Der aber zog die seine zurück,
Lauernd umflog ein schneller Blick
Die Gestalt des andern mit heimlichem Grauen
Und doch war Verdächtiges nicht zu schauen.
Ich dank dir, Irtogast endlich sprach.
Ziehet nun aufwärts der Aurach nach —
Rechts, wenn ihr den oberen See gewahrt,
Wuote, der Wegegott, lenke die Fahrt.

Und Malek nickte im Weiterwandern
Hinter ihm aber folgten die andern
Und Simon mit den zwei Knechten am Schluß.
Und Simon ihn noch einmal sprechen muß:
Bruder, komm' mit! 's wird dein Schade nicht sein!

Doch Irtogast deutet nur wortlos: Nein.
Simon ihm ernst in die Augen sieht:
Bruder! Die andern verstehen kein Lied,
Die gehen immer so still im Schritt;
Das ist so einsam. Bruder komm' mit!

So bettelte Simon. Doch Irtogast schwieg,
Obwohl ihm das Leid in die Augen stieg
Um den Mann, der so inständig auf ihn drang.
Da rief Maleks Stimme mit heiterem Klang.

Komme schon, schrie Simon zurück,
Ein Händedruck noch, ein letzter Blick
Und in Sätzen, daß seine Beine flogen,
War Simon den Seinen nachgezogen.
Und Irtogast sah ihnen nach, und stand
Noch lang, als der Zug im Dunkeln verschwand.

— — — — — — — — — — — — — —

Und Muglo trotzte und knurrte in sich,
Daß er einem brummenden Bären glich.

Sein räudiger Kopf war in steter Bewegung
In Grimassen entlud sich seine Erregung,
Und kam ihm der Zorn, was öfters geschah,
Wälzt er sich am Boden; wie fluchte er da.
Sein Leiden saß tief — der Magen war leer —;
Drum war ihm die Welt nur lauter Beschwer,
Und der Mittelpunkt in dem Jammertal
War dem hungernden Muglo Irtohall.

Zuerst wohl, als Irtogast in der Nacht
Sich in plötzlicher Furcht aus dem Staube gemacht,
Zuerst da meinte er solches nicht.
Das Leben erschien ihm mit einem Mal licht.
Freiherrlichen Auges sah er es an,
Eitel Genuß war's, was er begann.
Er, der gearbeitet wie ein Pferd,
Lag nun des Nachts auf dem warmen Herd
Wo sichs so wohlig und angenehm ruht
Ganz nahe dabei, bei der Kohlenglut.
Wenn draußen dann alles schon klang und sang,
Dann wachte er auf und dehnte sich lang
Und begann, um sich selbst den Genuß zu erhöhen,
Gar derb auf den faulen Muglo zu schmähen.
Gab Antworten drauf als Muglo der Knecht,
Wie solcher er sich früher niemals erfrecht,
Sonst hätte ihn Irtogast wundegschlagen.
Dann schlenderte er mit stillem Behagen
Zum Ziegenstall, — der war hinter dem Haus —
Und ließ die beiden Ziegen heraus.

Gemolken war bald und die Milch geschlurft.
Er hatte ja schon des Trunkes bedurft!
Und langte derselbe früher für drei,
Nun trank er allein und schmatzte dabei.
Drauf lag er, um angenehm zu verdau'n
Und den grasenden Ziegen zuzuschau'n.
Fühlt er dann die Sonne zur Höhe schreiten,
So ging er, sein leckeres Mahl zu bereiten.
Viel Mehl und Körner und Milch noch mehr!
Die goß er verständig drüber her,
Trug Reisig und Buchenholz zusammen
Und lockte damit die schlummernen Flammen.

Dann saß er und freute sich angemessen
Auf sein gutes und reichliches Mittagessen.
Der Rest war des Tages dem Nichtstun geweiht,
Und so verstrich ihm köstlich die Zeit.

Doch was so schönen Anfang genommen,
Mit einem Mal sollte es anders kommen.
Denn als er einst in sonniger Stille
Den grasenden Ziegen seine Gefühle
Erhöhten Wohlseins anvertraut,
Wurden plötzlich hinter ihm Stimmen laut.

Er blinzte hin durch den Sonnenschein.
Durch die Lücke im Zaun schritt ein Mann herein,
Denn Muglo hatte nicht dran gedacht,
Daß er den Zaun hätt' zurecht gemacht.
Jetzt sah er den Mann verständnislos an
Und meinte nur: Aha! der Kuperan!

Der aber sah rings mit verstohlenem Blick.
Dann rief er etwas leise zurück.
Da schritt aus der Lücke im Zaum herfür
Ein häßliches Weib, langbeinig und dürr,
Und Muglo meinte als er sie sah:
Ei schau! die Gerhild ist auch schon da.

Dann aber wandt' er in stiller Ruh'
Sich seinem beschaulichen Treiben zu.
Die beiden Andern gingen in's Haus
Kamen nach einer Weile wieder heraus,
Um den halb verfallenen Stall zu beschau'n
Und das Flugdach an dem Balkenzaun,
Worunter das Ackergeräte stand.
Doch Muglo noch keine Nötigung fand,
Sich zu erheben und von seinem Leben
Ein schwaches Zeichen bekannt zu geben.
Er fühlte sich ja so zufrieden und reich.

Da traf seine Beine ein wuchtiger Streich,
Da heulte er auf und tanzte wild,
Indem er sein schmerzendes Bein befühlt,
Und er fletschte in knirschender Wut seine Zähne.
Die Häßlichkeit selbst, in zerrütteter Mähne
Stand Gerhild mit hochaufgeschürztem Rock
In der Hand einen derben Knotenstock:

Du Trunne, du Lotter, keift sie ihn an,
Scher dich vom Hof! He, Kuperan!
Jag' ihn, den Lotter, von Hof und Haus,
Mit einem Prügel jag' ihn hinaus!

Da rannte auf ihr durchdringend Geschrei
Kuperan hilfsbereit herbei,
Und Muglo konnte sich glücklich schätzen,
Daß er mit etlich wuchtigen Sätzen
Die sichere Weite mochte erlangen,
Denn bald wär' es ihm übel ergangen.

So schwang er sein Bein mit hast'gem Getu
Hinauf die Wiesen nur immerzu,
Hinein in den sonnendurchschauerten Wald,
Aus dem noch lange sein Wutgeschrei hallt.
Da ließen die Krähen ihr heiseres Zanken,
Da horchte der Rehbock mit zitternden Flanken
Und zagte seitab von Furcht erfüllt,
Wie Muglo, der Tor, den Wald durchbrüllt.

Er ward mählich stille, sichtlich bemüht
Das Denken zu sammeln, das ihn durchglüht.
Und wie er versonnen nun vor sich schielt
Und ein hämisches Lächeln sein Mundwerk umspielt,
Da war er so ziemlich mit sich im Klaren:
Da hielt er die Gerhild an den Haaren,
Und er schlug vor sich in den steinigen Grund,
Und schlug sich dabei die Fäuste wund:
Ein Tümpel mit Wasserlinsen bedeckt,
Dem ein Steinwurf die schmutzigen Tiefen erweckt.

* *
*

Ist all umsonst, murrte Kuperan,
Nachdem er im Hofe Umschau getan,
Ein Haustrunk, und sei er noch so schal,
Ist lieber mir als ganz Irtohall.

Ist all umsonst, höhnt er auf Gerhild hin,
Die gleichfalls wenig erfreut erschien.
Was Werin gibt, hat schon seinen Haken
Und willst du's mit bloßen Händen packen,
Mach' vorerst ein Zeichen, das dir nutzt —
Dann greif' immer noch nicht —, sonst bist du beschmutzt.

Gerhild gab jetzt einen bösen Blick
Ihrem Eheliebsten zurück;
Hast was zu hadern, zu schelten und trutzen.
Such dich mit Arbeit erst zu beschmutzen,
Eh' du auf meinen Vater schiltst,
Du Litte, du Knecht, und ihm böse vergiltst.

Da grinste Kuperan höhnisch auf,
Sah pfeifend zum Pferdeschädel hinauf,
Der ober der Tür zum Schutz vor dem Mar
Und dem Nachtalben angenagelt war.
Der Schädel war vornüber geneigt
Und grinste, indem er die Zähne zeigt.

Dein Vater, sprach Kuperan, der nie vergißt,
Daß du von einer Magd gefallen bist!
Von dem hast du die Halbscheit Blut,
Das ist freiherrlich; für dich ist's gut.
Ich! Bin nur Litte, bin nur Knecht!
War doch deinem Vater zur Eh' für dich recht.
Weiß nicht, warum er dies hat begehrt
Vielleicht bist du soviel, wie Irtohall wert.

Gerhild, bebend und bleich wie der Tod,
Hob als Antwort auf seinen bösen Spott
Den Stock — doch er, er schlug ihn gewandt
Ihr mit einem Schlag aus der Hand
Und höhnt dazu. Wer mit dem Holze mißt
Geb' acht, daß er der Stärkere ist.

Sie sah in sein häßlich Gesicht hinein
Einen Augenblick lang; dann begann sie zu schrei'n,
Zu toben, zu schelten in maßloser Wut.
Er faßt sie am Arm: Schweig' still! Es ist gut!
Vorbei ist die Zeit, da ich mich gefügt,
Wie ein Hund an deine Füße gedrückt,
Gewinselt vor Angst, vor Freude gebellt;
Jetzt kommt der Teil, der mir besser gefällt.

Sie pfauchte entgegen ihm eine Fratze,
Als ob sie sich Läuse vom Kopfe kratze;
Da sprang er zu mit funkelndem Blick
Faßt sie am Haar, zerrt ihr das Haupt ins Genick

Und knirscht: Schau her! Nun rüttle dich,
Und wenn du kratzest, ich schüttle dich.
Warum ging Werins Fohlen lahm?
Du weißt nicht, woher ihm das Hinken kam?
Und sagtest doch selber unlängst zu Nacht,
Ihr, du und Werin, habt es gemacht.
Du fordertest Irtohall von ihm als Lohn,
Und ihr waret gar laut mit Feilschen und Droh'n.
Tags drauf aber führt ich das Fohlen zum Schmied,
Daß noch ein zweiter die Krankheit besieht.
Da suchten wir denn, und haben's entdeckt:
Ein Dorn war in's Weiche des Hufes gesteckt
Und wie dies geschah, wie der Dorn kam hinein,
Das wißt nicht nur ihr, du und Werin, allein.

Er gab sie frei: Nun trutz auf mich,
Dann geh ich hin und verrate dich.
Nicht deinen Vater, der ist mir zu groß.
Den fürchten sie und er schwört sich auch los,
Wenn ich der Knecht ihn hätt' angeklagt.
Ich halt mich an dich, die unfreie Magd.
Du weißt am besten, wie viel dein Leben
Dir wert ist. — So viel wirst du mir geben.

Dann ging er unter höhnischem Lachen,
Den zerbrochenen Zaun zurechtzumachen.
Sie stand und sah ihm wildzornig nach:
Wie leicht er doch ihr Joch zerbrach,
Er, der stets „ja" und „du willst es" genickt.
Und wie sie hinüber zum Hause blickt,
Das sie sich erbettelt mit Müh und Not,
Von ihrem Vater ertrotzt und erdroht,
Da grinste über dem niederen Tor
Der blanke Pferdeschädel hervor,
Als ob er sie höhnte. In wilder Hast
Hat sie da den Knüttelstock erfaßt,
Und knirschend schlug sie so lange danach,
Bis das morsche Gebein auseinanderbrach.
Dann aber setzt' sie sich an das Haus,
Bedeckt das Gesicht und schluchzte sich aus.

Im Schilficht am See, wo still atmend die Wellen
Den weißen Uferkies aufwärts schwellen,
Ist sonnige Ruh — keine Stimme, kein Laut,
Bis auf den Bach, der hier eingebaut

Sein Schottergeröll in des Sees Bereich
Zwischen Weiden und Erlenufergesträuch.
Da reckt sichs über das Ufergelände,
Da greifen zwei braune Flossenhände
Hinein ins Gebüsch mit stöhnenden Müh'n,
Zwei Glotzaugen durch das Gezweige glüh'n —
Das war noch einer, der an dem Land
Und an dem was er sah, wenig Freude empfand.

— — — — — — — — — — — — — —

* *
*

Ein heißer Mittag, sonnenglutig-schwühl;
Was lebt und webte, ruht nun matt und still.
Das ganze Land hält seinen Atem an.
Weiß steigt gleich Türmen das Gewölk hinan,
Am Himmel, der ist eitel Blau und Licht,
Es steht und rührt sich nicht und regt sich nicht.
Kein Windhauch hebt sich in der stillen Luft,
Erfüllt von Harzgeruch und Blumenduft.
Wie recken sich die Tannenäste vor,
Wie äugt hinauf der bunte Blumenflor.
Zum Licht, zum warmen Sonnenscheine drängt's,
Am heitern Himmel trunknen Blickes hängt's
Und spreizt sich aus in seligem Verstummen.
Still ist's und nur ein unbestimmtes Summen
Ruht in der Luft; denn dicke Hummeln schliefen,
Wildbienen, die von Blütenhonig triefen,
Zu tausenden ins Blumenwerk hinein,
Und Schmettenschlecker gaukeln schimmernd drein.

Da saß am Waldrand still ein müder Mann.
Die Knie hat er zur Brust herangezogen,
Das hohe Gras umspielt mit Blütenwogen
Sein ruppig Haupthaar, und er dacht' und sann.
Er dacht und ließ gradaus die Blicke irren.
Allwegs ist heißes Licht und leises Schwirren,
Allwegs ist tiefer Frieden ausgebreitet.
Hei! Was dort in der Mittagsstille reitet,
Durchs hohe Feld im weißen Sonnenschein?
Was? horch! Mags wohl der Bilwißreiter sein?
Er klappert wie wenn Holz zu Holz man schlägt.

Der vierte Fuß des Bockes, der ihn trägt,
Der vierte Fuß ist Holz! Nun leises Klingen
Wie Halmebrechen und wie Sichelschwingen,
Wie leises Meckern und wie Hussa-Schrei'n.
Hier leuchtet auf der Sichel Widerschein,
Dort blinkt's herüber wie ein feurig Gift,
Das ist sein böser Blick, und wenn er trifft
Damit, erblödet tief an Aug' und Sinn
Und dort, dort wühlt er durch die Felder hin
Wühlt hin, und ganze breite Streifen nicken
Erschauernd mit den goldiggelben Rücken.
Und was im Umkreis früher schwirrt und sang
Erst zag und leis, wird Brausen jetzt und Klang,
Leibhaftige Bosheit, frecher Übermut
In schwüler sengendheißer Mittagsglut.
Dort wo der Weg vom Walde niederführt,
Ein andrer sich in Wiesengrund verliert,
Und sie sich kreuzen, dorthin zielt er jetzt;
Sein Mantel fliegt und wie den Bock er hetzt!
Und brausender tönt nun der Lärm empor.
Der Bock kommt auf den Ackerrain hervor
Und will im Sprung die Wege übersetzen, — —
Ein Sturz, ein Schrei, ein schütterndes Entsetzen —
Und das Gespenst vom Boden eingeschluckt —
Doch Irtogast, der sich zuvor geduckt,
Springt auf, Schweiß auf der Stirn — den Schrei im Ohr —

Doch sonnenstiller Frieden wie zuvor,
Und nur der Seewind kommt heraufgezogen
Und läßt die Ährenfelder leise wogen.

Dort aber, wo's den Bilwiß niederschlang,
Da reitet einer nun den Weg entlang,
Blitzt auch von Waffenwerk im Sonnenschein.
Festlich gewandet ist er, blank und fein,
Trägt bunt Gebände gar in seinem Haar,
Das in zwei Zöpfe eingebunden war,
Die grau und dick ihm zu den Schultern gingen.
Und auch am Pferd buntfarbige Bänder hingen,
Und auch vom Weiselstock in seiner Hand
Erflattert lustig manch ein buntes Band,
Wie er ihn schwang, die Bremsen zu verjagen,
Die ihn und seine Falbenstute plagen.

Ihn seh'n und Irtogast war schon verschwunden.
Dem dort verdankt er alle seine Wunden,
Dem dort sein Weh' und alle seine Schmach,
Die ihn zu Boden schlug und niederbrach.
Ein Schrei des Zorn's und wilder Rachelust
Entringt sich unwillkürlich seiner Brust,
Kurz — jäh — so wie der Wolf heult in der Nacht
Dann stille — und nun rühren, leis und sacht,
Die Gräser sich wie zitternd und befangen,
Ein Rascheln noch und dann auch dies vergangen.

Den Wolfschrei hat der Reiter auch gehört;
Er reckt sich etwas auf von seinem Pferd
Und tauscht den Weiselstab mit seinem Speer,
Rückt handlich sich die scharfe Streitaxt her
An seiner Linken, mit dem langen Stiel, —
Nun komm' was immer, es geschieht nicht viel.

Auffährt der Weg zum Wald in kühles Schweigen.
Ringsum als dunkle Säulenschäfte steigen
Die Fichten auf, dazwischen aber strebt
Das dürre Astwerk, hart und scharf, und webt
Sich ineinander, daß es ist zu sehen
Wie Schleier, die das Dämmern noch erhöhen.
Hoch oben in den Kronen stilles Lauschen,
Zur Seite unten tönt des Baches Rauschen.
Er grub sich nach und nach mit zähem Willen
Sein Bett im Waldgrund, und nun füllen
Zum Teil verrutschtes Erdreich seinen Schacht,
Geröll, Gestein, das er herabgebracht.
Hier neigt ein Stamm hinüber zu den andern,
Dort drüben kam der ganze Wald ins Wandern,
Versintert' Holz legt sich in seinen Lauf,
Staut mit Gestein und Lehm das Wasser auf
Zu einem armen, graubeschilften Sumpf,
Aus dessen Mitte noch der müde Stumpf
Von einer Fichte hilfeflehend ragt.
Und über alle dem der hellste Himmel tagt;
Und doch es schaut der klare Sonnenschein
Hier wie ins Elend, in den Tod herein.

Und Werin reitet auf am Sumpf vorbei.
Noch immer denkt er an den kurzen Schrei,
Der wie ein Mahnruf ihm in's Ohr gegellt.

Dann fährt's ihm in die Hand, und fester hält
Er dann den kurzen Speer zum Stoß bereit,
Und furchtbar starrt um ihn die Einsamkeit.

* *
*

Dort wo von fleißiger Hand der Forst ist gereutet,
Das frische Wiesenland sich talwärts breitet
Und drüben aus dem Talgrund Berg an Berg entsteigt,
Von denen jeder ernst und trotzig schweigt
Und himmelwärts hebt seine schatt'gen Wände,
Doch zweiseits Ausblick ist ins freiere Gelände,
Dort heißt's im Aurach. 's ist ein feiner Ort.
Im schattigen Tal fließt kaltklar die Aurach fort,
Die wohl der ganzen Gegend den Namen gab,
Vom obern See zum untern herab.

Der erste lacht lichtgrün und lieblich herein,
Sattblau erstrahlt's vom andern im Sonnenschein.
Und wer dort steht und sieht ins Seeland hin,
Dem wird's ganz eigens und frei zu Sinn.
Ein Jauchzer — ein Lachen, dann sagt er das Wort:
's ist ein feiner Ort!
Und es ist auch ein reicher Ort.
Dort wo sich der Wald in weitem Bogen erstreckt,
Liegt ein Bauernhof; der starke Wehrzaun verdeckt,
Was Baulichkeit ist, nur die Giebel schauen heraus
Besonders der spitze dort von dem Herrenhaus.
Das Gut, nach Werin's Gehöft das größte im Gau,
Ist ein schönes Besitztum und gehört einer jungen Frau.
Gar manchem hat sie und der Hof in die Augen gestochen.
Gar mancher kam offen gegangen und heimlich gekrochen,
Und jeder der kam, ging heimlich wieder davon.
Sie aber, trotz freundlichem Rat und feindlichem Hohn,
Zog vor, ein ehelos freies Sein zu verleben,
Als ungeliebt heuern und sich einen Herrn zu geben.
Der Sorgen, der Mühen sind zwar zur Genüge;
Was aber ist, das dieser Nacken nicht trüge,
Trägt er doch stolz das eigene schöne Haupt,
Das hartköpfig denkt und kein Widersprechen erlaubt.

Nun eben schreitet sie hin im Sonnenschein,
Ihr dunkelhaariger Knecht schleicht hinter ihr drein
Wie ein Widerspruch, den sie besiegt, wie ihr Widerspiel.
Die offene Tenne ist der beiden Ziel.

Das Hoftor schließ auf, spricht sie, den Schlußbalken daran
Stemm' fest an den offenen Torflügel an.
Er tat es.
So und nun nimm dort den runden Stein
Und komm'.
Er trat zu ihr auf die Tenne herein.
Was willst du, ließ jetzt der Knecht verschüchtert sich hören.
Was ich will, war die Antwort. Den Bilwißreiter beschwören,
Der vorjahrs mein Korn mir hat zerschlagen.
Nun schweig'.
Und er schwieg, wenn auch mit Unbehagen.
Ungut war's ihm, doch seine Augen hangen
Wie gebannt an ihr und ihrem Unterfangen,
Wie sie in ein Astloch, das im Tennenboden sich fand
Den Wacholderholzkeil steckt und nun, den Stein in der Hand,
Nach dem Namen der Gauschaft des Bilwiß frug,
Und dann zu dreimal auf den Holzkeil schlug
Und rief: dein Haupt, dein Aug', dein Herz schlag ich ein!
Bilwißreiter! Nun komm' ins Aurach herein!

Hufschlag ertönte. — Nun schrak sie denn doch empor.
Nun kommt er — und Werin ritt durchs offene Tor.
Ein heimliches Grauen rann ihr hinunter den Rücken.
Er aber umfaßte sie mit seinen flirrenden Blicken,
Als schaute er ihr durchs Gewand. Ihr trieb es das Blut
Vom Nacken empor in die Wangen als lodernde Glut.
Dann ließ er prüfend den Blick im Hofraum geh'n
Als wollt' er ringsum in jeden Winkel späh'n,
Langsam schätzend, blinzelnd von Zeit zu Zeit;
Mit des reichen Bauern gemessener Sicherheit
Nickt' er beifällig, schwang sich vom Roß danach
Stieß den Speer in den Grund, band sein Roß daran und sprach:
Alles beisammen und rein in Hof und Haus!
Schaut überall eine gute Wirtschaft heraus.

Tiefer errötete sie und entgegnete grob:
Hab' nicht deinen Tadel begehrt und brauch nicht dein Lob.
Das stand nicht dafür, hast du nichts andres zu sagen,
Dein armselig' Roß herauf ins Aurach zu plagen.

Da wetterleuchtet's wie Schmunzeln durch seine Mienen,
Er deutet aufs Haus: Das andre sag ich dir drinnen.
Sie vertrat ihm den Weg: Bleib immer nur hier.
Ich leid' keine Heimlichkeit zwischen dir und mir.

Soll ich dir sagen, was dir liegt im Sinn?
Du willst mich haben zu deiner Hochzeiterin!
Da such dir nur eine, hat dich die Ehelieb erfaßt,
Die zu deiner Gerhild als Mutter auch paßt.
Nicht mich — und nun geh' und pack' dich, wenn's dich auch verdrießt,
Du Schelm, du Bilwiß, der du mir verächtlich bist.

Wild flammt es dem Werin ins funkelnde Auge herauf,
Hellichter Zorn. — Sie sieht's. — Entsetzt schreit sie auf:
Walberun hilf! Wer Hausfrieden bricht, ist verflucht!

Doch der Knecht, der hatte schon lange das Weite gesucht.
Einen andern aber riß es bei ihrem Schrei
In klafterlangen Sprüngen und Sätzen herbei:
Irtogast, der bisher auf Werins Spur,
Diesem gefolgt war. Wie er dazwischen fuhr,
Wie er heftig Werins hartgrobe Faust umschlang,
Wie er ihn hielt und wie er ihn niederzwang,
Und wie Werin nun versuchte sich loszureißen
Aus seiner Umarmung engumschließendem Eisen.
Knirschende Zähne, hörbar keuchende Lungen,
Kein Laut sonst, und nun hat's Werin vom Boden geschwungen,
Denn im Kniefang hat ihn zugreifend sein Gegner erfaßt,
Hochgelupft, und nun schlug seine schwere Last
Dumpfklatschend hin mit leisem Weheschrei.
Des Handbeiles langer Griff brach krachend entzwei.
Und als Werin wieder auf eigenen Füßen stand,
War Irtogast schon bei ihm — mit dem Speer in der Hand,
Werins Speer und das hochzeitlich geschmückte Roß
Trabt auf und davon zum Tor in die Freiheit los.
Er hinkt ihm nach mit Schmerzen in Rücken und Rippen,
Einen kernigen Fluch auf seinen zerbissenen Lippen.
Beim Hoftor bleibt er noch ein weniges steh'n,
Besiegt, wie er ist, muß er die Hofherrin schmäh'n:
Die war dem Streite entfloh'n zum Haus hinein.
Nun grade leuchtet ihr Blondkopf auf am Fensterlein.
Da höhnt er: Sigisa! 's ist einer da, schau' ihn an!
Der paßt für dich, drum nimm ihn dir als Mann.
Ein Gaufeind ist's, ein räudiger armer Hund,
Kannst Kinderlein haben mit ihm aus dem Ehebund,
Räudig und arm, wie er ist. Er ist deiner wert.
Nimm ihn! Dann hast du was sich für dich gehört!

Und damit verschwand er zum Tore hinaus.
Stille ward's nun; nur oben im Haus
Rührte sich's in Sigisas Kämmerlein.
Der Sonnenschein sah neugierig hinein.
An der Truhe, die ihr bestes Besitztum umschloß,
Kniete sie und ihr glänzendes Blondhaar floß
Ihr durch die Finger, hinab am vollen Arm.
Und auf der Truhe erschimmerte warm
Manch' ein Tropfen, der aus ihren Augen stammte,
Und nun im Sonnenglanz vielfärbig schimmert' und flammte.
Der Schein aber rückte zitternd ein weniges vor,
Dann kroch er langsam an der Holzwand empor,
Und nun glitten als Saum von Hel's bestirntem Kleid
Die Abendschatten herein und machten sich breit.

* *
*

Ein schwüler Abend folgte dem heißen Tag,
Graudunstiger Schimmer über der Gegend lag.
Der Himmel war von Streifengewölk überzogen,
Der Wald, zu dem nun Schwärme von Krähen flogen,
Die heiser schrien, ragt' auf wie ein böser Traum.
Kein Lüftchen rührt sich, kein Blatt erschwankt am Baum.
Und der See dort unten, der tagsüber blau und klar,
Des heitern Himmels getreues Spiegelbild war,
Lag mißfärbig nun, mißlaunig verstimmt und verstummt,
Und schien in graues, glattes Schweigen vermummt.

Da trat aus des Bauernhofs weitgeöffnetem Tor
Der hag're Irtogast wieder hervor.
Ihm folgte Sigisa. Halbwegs verstimmt sah sie drein,
Es schien ihr recht seltsam ums stolze Herze zu sein.
Und Irtogast zuckt es um den bartigen Mund.
Feucht stieg ihm etwas aus seines Herzens Grund
Ins wasserblaue Auge herauf, und er sprach:
Ist all' eins, Sigisa! Mein Leben ist nur mehr Schmach.
Jetzt weiß ich es erst für gewiß, und das dank ich dir.
Bin kein Mensch mehr, bin nur mehr ein jagdbar Tier.
Hast kein Gedenken mehr, daß es einst gab eine Zeit,
Da alles gemeinsam uns war, so Freude wie Leid,
Da du mir manch Blumenkränzlein zurecht gemacht,
Und ich dir die Meisen hab' aus dem Nest gebracht.

Hast kein Gedenken mehr? Hast bis in den Tod vergessen?
Wie oft bin ich mit dir am selben Tische gesessen!
Heut' hast du abseits mir meine Kost gestellt
Und hast mir dadurch den Bissen im Munde vergällt.
Ich sollt' mit dir nicht aus derselben Schüssel essen!
Bin Gaufeind auch dir! und du hast alles vergessen.

Er schwieg aufseufzend. Im grauen Dämmerlicht
War totenfarbig sein müdes, hag'res Gesicht.
Sie sah's, und wie er sich jetzt bergunter wandte,
Die heiße Schamröte auf ihren Wangen brannte.
Bleib hier, sprach sie, dort zieht ein Ungewitter herauf.
Es hockt sich in Nebeln schon an den Bergen auf;
Die Nacht wird böse.
Er schüttelte leis' und sacht
Verneinend sein Haupt: Was liegt an der einen Nacht!
Die Nacht wird nicht böser als alle die andern werden,
Die seither ich schlief da draußen auf nackter Erden.
Der Nacht aber folgt ein Tag, und der gleicht genau
Den andern, die kommen, und die sind alle grau.

Bleib hier, sprach sie wieder, und in ihrer Kehle lag
Es schwer wie Blei. Nächsten Duonarstag
Treten die Gaugenossen zusammen dort oben
Zu Gericht über dich; denn Werin hat Klage erhoben.
Was wirst du tun? Stellst du dich ihrem Gericht?
Sie alle sind wie die Hornissen auf dich erpicht;
Denn es ist die Furcht, die sich jedem im Herzen regt,
Um Hab und Gut, daß es der Schauer zerschlägt,
Der Blitz verloht, und daß alle die andern müssen
Den Fehl des einen am eigenen Leibe büßen.
Und ich, ich kann ihnen's sonderlich nicht verdenken. —
Fahre nicht auf! ich wollte dich ja nicht kränken,
Ich meinte ja nur, du weißt, wie's um dich steht,
Dein bester Weg ist, der aus dem Lande geht.
Du weißt es — sag' nicht, du hättest es nicht gewußt,
Und besser du gehst ihn — bevor du ihn gehen mußt. —

Warmherzig war es gesprochen. Sie hielt seine Hand,
Sah ihm in die Augen besorgt und unverwandt,
Daß er die bittern Worte alle hinunterschlang,
Während es wie Verführung von ihren Lippen klang:
Zerfetzt ist all dein Gewand und dunkel die Welt.

Wart auf den Tag, und ich gebe dir, was dir fehlt,
Und bess're dein Kleid, wie ich's so oft schon gemacht.
Und wir reden dann noch zusammen die letzte Nacht,
Reden von früh'rer Zeit nach Kinder Art.
Ein gut Gedenken nimmst du mit auf die Fahrt
An alles, was lieb dir — als sollt' es kein Abschied sein;
Gib deine liebe Hand und folg' mir ins Haus hinein.

Er aber meinte, Simon vor sich zu sehn,
Er hörte wieder des Riesen eindringlich Fleh'n
Wie er ihm damals beim Abschied gegenüberstand
Und leidenschaftlich gedrückt die schwielige Hand.
Und er sprach: Ich erkenne nicht an ihr Gericht,
Das der Gaugenossen, und ich füge mich nicht,
Und ich geh' nicht ins Elend, mag auch was immer gescheh'n.
Hier hab' ich im Leben die erste Sonne geseh'n,
Hier werd' ich bleiben, so lang' mich trägt diese Erden,
Und heiß wird der Kampf, der letzte, ums Leben werden.

Und damit wandt' er sich und schritt in langsamem Gang
Im grauen Dämmer zu Tal die Wiesen entlang.
Sie aber stand und sah ihm noch lange nach.
Und tief im innersten Herzen ward ihr etwas wach,
Das füllte mit einem Male ihr ganzes Sein,
So wie nach Regenwetter hervorbricht der Sonnenschein.
Dir helf' ich, klang's ihr im Herzen, so viel ich nur kann,
Was immer du auch und warum du's getan,
Ich stehe zu dir, wenn dich auch alles bedroht,
Weil lieb du mir bist, und ich dir gut — bis zum Tod.

* *
*

Und Werin vermeinte zu bersten vor galliger Wut.
Sein hochzeitlich Roß trabt vor ihm voll Übermut.
Er hinkt ihm nach. Nun steht der geschmückte Gaul,
Nimmt sich vom Sauerklee ein saftiges Maul
Und sieht sich dann um nach Werin; der schleicht sich heran
Mit Schmeichelworten, so süß er nur schmeicheln kann.
Nun meint er's zu fassen. Da wendet es sich im Witz,
Es wiehert, es springt davon wie ein bockendes Kitz
Und ist leibhaftig boshaftjubelnd Vergnügen,
Daß ringsum die bunten Bänder flattern und fliegen.

Ein Fluch — und Werin vermag seine Wut kaum zu meistern:
Der Gaul ist besessen von allen bösen Geistern.

Es dunkelt bereits; des Dämmerns gestaltlos Weben
Beginnt mit staunenden Augen den Wald zu durchschweben,
Es schlingt sich um jeden Ast und hängt von den Zweigen,
Ein wunderlich Etwas scheint aus dem Boden zu steigen.
Und noch hinkt Werin hinter dem Gaule drein
Mit Schmeichelworten und Kosen, mit Fluchen und Schrei'n.

Nun sind sie wieder auf einer Wiese mitten im Wald,
Mutwillig schnaubend macht die Falbstute halt.
Ihr Herr schleicht zähneknirrschend und toll erpicht
An sie heran — sie steht und rührt sich nicht.
Einen Stein in der Hand, den er vom Boden geklaubt,
Kommt er daher. — Sie brustet und schüttelt das Haupt
Und will ausbiegen. Da schleudert er sinnlos vor Wut
Den Stein auf sie. — Wie das pfeift, und er traf auch gut:
Mit beiden Hinterhufen feuert sie aus
Und fegt die Wiese dahin wie Sturmgebraus.

Und ehe Werin noch recht die Besinnung gefunden,
War die Stute im Randgebüsch des Waldes verschwunden. —
Doch kaum, daß sich hinter ihr das Gezweige geschlossen,
Ward er recht derb und grob zur Seite gestoßen,
Und unter Geheul, das in der Stille mörderisch klang,
Rannt' einer die Wiese hinab. Wie der brüllte und sprang
Und den Klumpfuß schwang! Klein, dunkel an Haar und Bart
War er, ein ruppig Scheusal nach Waldmänner Art,
Splitternackt, und die Beine schmiß er in wilden Sätzen,
Nun verschlang ihn der Wald.
In lähmendem Entsetzen
Stand Werin da und starrt immerzu auf den Wald,
Aus dem noch lange des Toren Jagdruf erschallt.
Mählich verklang es. Das graue Dämmern gebiert
Nun das greifbare Dunkel. Was ist dieser Ort? Verirrt!
Wildfremd, drohend starren die Stämme ihn an,
Und bei ihrem Schweigen Werin zu grauen begann.
Dort über den Wipfeln am unteren Bergeshang
Zieht sich ein matter grausilberner Schimmer entlang;
Der See ist's! Er sammelt des Tages sterbenden Schein.
Drauf los und hinab! In den drohenden Wald hinein.

* * *

Tiefdunkle Nacht! Schweigsam und schwer
Hängt das Gewölk um die Berge her.

Ruhend, drohend und sich umschlingend,
Den letzten Lichtschein hinunterringend,
Deckt es die Welt, die lautlose, zu.
Und doch ist's kein Frieden und doch keine Ruh;
Beklemmtes Bangen, Atemverhalten,
Gespanntes Lauschen in Sorgenfalten:
Wann kommt das Unheil, wann bricht es herein?!
Und nur am See liegt ein matter Schein,
Ein Grauschimmer, der seine Grenzen weitet,
Die Ufer hinaus ins Unendliche schreitet.

Tief drunten im See senkt einer den Kopf zur Brust,
Der Haare wildverworrener Wust
Schwemmt sich ihm über die Stirne her,
Gedankenvoll, gedankenschwer.
Und er seufzt und hebt eine Flossenhand,
Als hielt er ein Menschengeschick umspannt
Und wägt es, wie schwer ist doch sein Gewicht.
Dann hebt er die zweite bis an das Gesicht.
Wie schwer ist dieses, was wiegt es wohl:
Zorn über der Welt und Gottesgroll?!
Und er schüttelt sein Haupt bei sich im Stillen.
Silberglänzende Blasen quillen
Dabei aus Nase und Mund ihm hervor
Und gaukeln wie leuchtende Kugeln empor.
Dann senkt er wieder den Kopf und stiert
Vor sich, bis er wieder die Handflossen rührt,
Langsam die mit dem Menschenwohl,
Bedächtig die mit dem Gottesgroll —
Und Wägen und Deuteln und Insichbeugen,
Bis wieder die glänzenden Blasen steigen. . . .

Tiefdunkle Nacht — schweigsam und schwer
Hängt das Gewölk um die Berge her. . . .

* *
*

Brauende Stille, die furchtbar schweigt,
In der die Angst dem Boden entsteigt.
Totenruhig keimt sie herauf,
Schlingt tausendarmig ins Astwerk sich auf
Des Waldes, sie hält sich mit lautlosem Greifen
Und läßt ihren Schweiß herniederträufen.

Das Nachtvolk aber vergißt auf die Jagd,
Vergißt auf die Liebe und drückt sich verzagt
Mit fletschenden Zähnen, bebend und zitternd,
Ins Dunkel, den Schrecken wie Blutgeruch witternd.
Es horcht. Kein Laut doch und kein Schall.
Ringsum die Bäume, wie schweigen sie all',
Kein Laut, die furchtbare Stille zu brechen
Wann wird der Wald von Erlösung sprechen. —

Kurz flirrt ein blendender Lichtschein auf.
Doppelte Finsternis folgt darauf
Und bange Stille. — Leise und sacht
Ist nun ein Gemurr am Himmel erwacht.
Auch dieses schlingt die Finsternis ein.
Nun leuchtet wieder ein jäher Schein,
Und nun beginnt sich der Wald zu strecken,
Mit einem Seufzer die Glieder zu recken. —
Erst fliegt es wie leichtes Zittern dahin,
Nun kommt's wie heiliger Zorn über ihn,
Und nun wird's Pfeifen, wird's brausender Klang,
Wird der Erlösung Jubelgesang.

Und jeder Blitzstrahl blendender loht,
Und jeder Donnerschlag schmetternder droht,
Und der Sturm rauscht, daß er sie überschallt;
Doch brausender, wilder schreit der Wald,
Und kämpft dagegen mit flatterndem Haar.
Schon braust es dahin, seiner Gegner Schar
Zum See hinab. Der lag noch still.
Wie ward er Leben, ward lebhaft Gewühl.
Blasen steigen und Wellen spritzen;
Nun sind es Wogen, auf denen Schaumkämme sitzen,
Und alle fliehen, aufgeregt ziehend,
Vom Sturme gepeitscht, vor dem Sturme fliehend,
Den See dahin — eine flüchtende Herde.
Da horchte mit erstaunter Geberde
Einer im See tief drunten auf,
Dann schoß er jäh und wildzornig auf
Und sah sich um; was war hier los?!
Blitzstrahl um Strahl vom Himmel schoß,
Einäugig, bleich, mit verzerrtem Gesicht.
Riß es die Gegend ins blendende Licht;

Der Donner aber kam gar nicht zur Ruh',
Er schmettert und jauchzt seinen Beifall dazu.
Und der Sturm braust dazwischen und heult und brüllt,
Indem er die siedenden Wasser durchwühlt. —

Wie streckte da jener den kurzen Nacken,
Wie schoß er dahin, den Sturm zu packen.
Der sah ihn kommen und jagte wie toll
Die Wellen dahin, mit verbissenem Groll,
Der andre dahinter, knapp hinterdrein.
Nun schwang sich der Sturm in die Berge hinein
Und heulte hernieder mit höhnendem Mut.
Der andre stürzt nach in lodernder Wut.

Spritzend schleudert er Wassermengen
Auf, hinauf an den Ufergehängen.
Klatschend fallen sie immer wieder
Stäubend, zerschäumend, zerdonnernd nieder.
Hinaus! Hinaus aus seinem Gebiet!
Das allzu eng ihm die Grenzen zieht.
Hei! Hätt' er den Höhnenden fassen können,
Die Ufer zersprengen, die ihn von ihm trennen,
Er hätt' ihn gewürgt. — Nun, da er's nicht kann,
Faßt er grimmig Irtohalls Wehrzaun an,
Der frisch erst am Seegrund zurecht gemacht,
Und rüttelt daran, daß er stöhnt und kracht.
Und immer wieder rast er drauf los.

Da löst sich der Wolken berstender Schoß,
Vom Blitz zerrissen, vom Donner zerspellt,
Und brausend und rauschend der Regen fällt,
Wie Schleier, wie Schnüre, wie weiße Linnen
Kommt es hernieder, ein Brausen, ein Rinnen. —
Den Blitz verschlingt es, den Donner verdrängt's,
Die spitzigen Wellen zu Wogen längt's,
Und all jener Wahnsinn, der früher gegellt,
Wird rauschende Kraft und füllt nun die Welt,
Wird rauschende Kraft, nach dem galligen Hohn,
Schwillt an zum Liede, zum Orgelton. —

Und jener da draußen, der orgelte mit
Aus trunkener Seele sein Siegeslied.

Und der Regen in immer stärkerer Macht
Rauschte hernieder aus Wolkennacht. —
Und dunkel war's, als ob der letzte Funken
Des Licht's in all den Wassern ertrunken.

* *
*

Da tastet sich Werin durch den Wald.
Zeitweise macht er ein wenig halt,
Um den Weg zu erspähen. Dann geht er wieder,
Rings um ihn rauscht es und braust es nieder,
Hier geht es talab. — Er steht und lost.
Vor ihm dort ein Wildbach, der schäumend tost.
Sein polternder Donner ganz deutlich dringt
Durchs Rauschen des Regens, das sonst alles verschlingt.

Zurück und hinauf. Wo mag er nur sein?
Auch hier ist Wasser — wie kam er hinein?
Ein Bach, der ihm bis an die Knie reicht.
Wo ist nur ein Ausweg? — Der Boden weicht
Ihm unter den Füßen noch tiefer aus.
Allum ist Poltern und Wogengebraus.
Und das Dunkel lastet darüber so dicht,
Die Hand vor den Augen, er sieht sie nicht.
Nun schreit er um Hilfe. Das hat keinen Zweck!
Hilf dir allein von dem bösen Fleck;
Kein Mensch ist auswärts in solcher Nacht!
Verdammter Gaul! der ihn hieher gebracht.

Dort drüben, dort muß das Ufer sein.
Nun rutscht er noch tiefer ins Wasser hinein.
Er ringt mit der Strömung, was er nur mag.
Hei! Das war an seinen Beinen ein Schlag.
Ein zweiter danach, nun ein brennender Schmerz,
Nun reißt es ihn nieder wasserwärts —
Nun greift er zur Höhe, will Hilfe schrei'n.
Heiß dringt ihm das Wasser zur Gurgel hinein.
Heraus! Er kann nicht. Die Füße versagen
Und brennen, als wär' jeder Knochen zerschlagen.
Und nun haut sein Schädel mit wuchtigem Stoß
Dumpf dröhnend gegen was Hartes los. —
Das reckt ihm die Glieder. Ein Zittern, ein Beben,
Ein Sinnevergehn, ein Bergunterschweben.

Und mit den Felsblöcken tosen und tollen
Die Wasser, die einen Zerschmetterten rollen.

* *
*

Glutfarbigen Auges nach wilder Nacht
Ist nun der Tag im Osten erwacht.
Schwerpurpurnes Rot umsprüht und umglüht
Breitsäumend die Wolken. Der Tag ist müd,
Bevor er noch recht die Welt erblickt.
Doch immer heller und freudiger rückt
Der Schein dort hinter den Höhen empor.
Schon ist's ein offenes, goldiges Tor,
Und alles was grau erst und müde war,
Wird heiter und lichtfroh, wird leuchtend und klar,
Zufrieden und stille, im rosigen Glanz.
Und nun taucht der Sonnenscheibe Kranz
Goldflüssig, wie leuchtendes, sprühendes Erz,
Die Höhen empor und steigt himmelwärts.
Langsam entschwebt sie der Berge Rand,
Setzt schimmernd die staunende Welt in Brand. —
Und nun wirft es Schatten — wird's blendendes Licht,
Wahrhaftiger Sonnenschein — und nun bricht
Der Jubel los wie mit einem Schlag:
Sonnentag! Lichtlieber Sonnentag!

* *
*

Tief drinnen im Bergwald, im hochstämmigen Tann,
Haust Eigel der Schmied. Er ist ein wortkarger Mann.
Kunstvoll weiß er den wuchtigen Hammer zu schwingen,
Weiß das glühende Eisen in die richtige Form zu zwingen,
Und auf dem klingenden Amboß streckt es sich dann,
Als faßten Koboldhände mit bei der Arbeit an.

Die Kunst, er hat sie gelernt vor langen Jahren,
Und er kennt sie von Grund aus. Da war er gefahren
Dort hinten weit ins hohe Gebirg' hinein.
Goldäderig soll dort die ganze Gegend sein,
Und dunkle Leute, kaum halb so groß wie ein Mann,
Hausen dort drinnen und fahren die Berge an.
Und ein heimlich Werk soll zwischen den Bergkogeln rauchen.
Arm aber war er und Geld und Gut konnt' er brauchen,

So zog er davon, blieb langlange Zeit wie verschwunden,
Und als er nach Jahren wieder den Weg gefunden
Ins Gauland zurück, da niemand mehr seiner gedacht,
Hat er nichts als den großen Hammer mitgebracht.
Nicht reicher, nur stiller als vordem, da er sich entfernt,
War er geworden, als hätt' er das Reden verlernt.
So zog er sich einsam hinauf, in den Wald hinein,
Richtet sich ohn' alle Mithilfe hier seine Schmiede ein,
Die Esse gemauert, ein Flugdach windschief daran,
Lehnt träumerisch sich an zwei mächtige Fichten an.
Darunter der Amboß, der steckte fest im Block,
Einer starken Fichte unausgegrabener Wurzelstock.
Und dort, wo die Esse sich an drei Schuhe breit
Nach rückwärts erstreckt und zum Schutz an der Wetterseit'
Die Mauer zur Höhe geführt ist, hat Eigel äußerst geschickt
Seine Liegestatt in das warme Gestein gefügt.
Des Winters, wenn weiß der Frost die Bäume bereimt,
Ist's zwar ein kühles Lager, wo sich's zähneklappernd träumt
Trotz der Hirschhautdecke; und ist das Wetter rein,
Wenn auch bitterkalt, dann mag es noch sein.
Wenn's aber den Schnee treibt und der kühle Nordost erwacht,
Steigt Eigel gar gern bergab in solcher Nacht
Und klopft im Aurach bei seiner Nachbarschaft an;
Denn dort wird zu jeder Tag- und Nachtzeit ihm aufgetan.
Er ist verwandt mit dem Hofe, kann man wohl sagen:
Von ihm hat das erste Feuer er sich getragen
In einem Topf zu seiner Schmiede herauf.
Und seit jener Zeit hörte die Freundschaft nicht auf.
Sigisas Vater, und der wußte, was er just wollt',
Hat selber sich oft bei dem Waldschmied Rates erholt.
In den heiligen Zwölfnächten saß Eigel stets noch beim Herd,
Und mancher hat seiner Wissenschaft da begehrt.
Das ward nun anders, als Sigisas Vater starb,
Und mancher im Gau um die junge Hofherrin warb,
Da hielt er sich fern und hat sich selten gemacht,
Und sein Hammerschlag klang noch mitten in stiller Nacht.
Und wer im Herzen bedrängt war und recht beklommen,
Mußte nun aufwärts steigen und in die Waldschmiede kommen.

Und an jenem Morgen, da wie blitzende Brillanten
Die Regentropfen in dem Sonnenschein brannten,
Der über den Waldwiesen freundsommerlich spielt,
Und jeder sich für die ganze Sonne hielt,

Stieg Sigisa, was sie schon lange nicht mehr getan,
Den Weg zum Waldschmied langsam und sinnend hinan.
Großäugig sah sie in all den Jubel hin
Und ein heimlicher Trotz lag um ihr weiches Kinn.

Die Schmiede war wie erstorben, kein Hammerschlag scholl,
Nur der Bach ertoste und sprang bergunter wie toll,
Und während Sigisa aufschauend stehen blieb,
Gewahrte sie Eigel, der am Bach einen Kessel rieb.
Fein säuberlich rieb er ihn mit Zinnkraut rein.
Es mochte wohl der Kessel für den Gerichtsschmaus sein;
Denn Eigel hatte sich hübsch nah an der Richtstatt angebaut,
Drum hatten sie ihm die schwere Gerätschaft anvertraut.

Er sah sie kommen und hielt mit der Arbeit an.
Langsam, immer langsamer kam sie heran,
Und als sie ihm endlich gegenüberstand,
Wischte er sich in den Lederschurz die schwielige Hand,
Und während er sie ihr wortlos zum Gruße reicht,
Sah er ihr tief in die Augen und nickte leicht;
Ein innig tiefes Verstehen sprach daraus.
Sie blickte zur Seite; da ging er voraus
Zu seiner armselig-schlichten Behausung hinan,
Zog einen Schemel für sie als Sitz heran,
Stellt sich ihr gegenüber und streicht, wie es seine Art,
Mit der rechten Hand über den aschblonden Bart.
Dann sprach er: Ich weiß, ich hab' ihn gesehn.
Irtogast war hier. Ich sah ihn vom Aurach gehn.
Was will er von dir, Sigisa, der verlorene Mann?

Nun sah sie ihn groß mit schwimmenden Blicken an:
Nichts hat er verlangt. Doch in seinen Augen,
Da sitzen die Sorgen, die sich fest wie die Bremsen saugen
Am Auge des Zugtiers im Mittagssonnenschein.
Und er bleibt hier, im Land! Er rennt in den Tod hinein!
Denn ich weiß es wie du, wie der Richtspruch wird fallen:
Wer ihn erschlägt, braucht kein Blut- und Wergeld zu zahlen!

Er nickte nur wieder: Hast recht. So wird's sein.
Ungut ist's, es mischt sich ein Anderes drein.
Es waren ihrer gar viele, die damals sein Fohlen begehrt.
Er hat es ihnen verwehrt, er hat es fürs Opfer entehrt.
Der Gau hat opferlos dies Jahr bleiben müssen.
Sein ist die Schuld, Sigisa, und die wird er büßen.

Und stärker regte sich der Trotz in ihrer Brust,
Als sie ihm entgegnet: Und doch habt ihr alle gewußt,
Daß Werin die Reihe traf, das Opferfohlen zu stellen.
Wer gab euch das Recht denn, Irtogast zu befehlen,
Sein Tierlein zu opfern, das einzige, das er besessen?!

Sigisa, höre mich an! Du darfst nicht vergessen,
Sprach Eigel ruhig, Werins Fohlen ging krumm.
Unbrauchbar zum Wuoteopfer war es darum.
Einen bösen Dorn, den hatt' es vor ungefähr
In den Fuß getreten, und dieser eiterte schwer.
Im ganzen Gau aber wuchs kein passendes Tier heran
Als Irtogasts Fohlen, drum sprachen wir ihn drum an.
Feindlich weigerte er's und hat die Gauschaft verletzt,
Ist Feind uns worden und hat sich ins Unrecht gesetzt.

Immer stärker schwoll ihr im Herzen der Zorn heran,
Und sie sprach und sah Eigel dabei feindlich an:
Recht und Unrecht! Wer wägt es? Wer mag es kennen?
Männerwerk, schamlos Männerwerk tu' ich es benennen.
Dringet einem ins Haus, der euch nichts schuldig ist.
Schwatzet ihm ab sein Eigen mit Trug und Hinterlist!
Und weil der Arme sein letztes Besitztum liebt
Und euch das, was ihr verlangt, nicht gutwillig gibt,
Trachtet ihr ihm nach dem Leben! Und das nennst du Recht?!
Männerwerk ist es, Eigel, schamlos und schlecht!

So stand sie ihm gegenüber mit flammendem Angesicht;
Er aber verlor seine tiefgründige Ruhe nicht
Und sprach: So kommt es dir vor und ein jedes meint
Nach der Seite hin, die ihm die beste scheint.
Einem jeden fließt sein eigen Blut in den Adern.
Drum hat's keinen Sinn, deswegen zu streiten und hadern.
Und du bist auch deshalb nicht gekommen. Drum sag' mir nun,
Was wolltest du von mir und laß das andre ruh'n
Auf morgen. Wer recht hat, wer unrecht von uns beiden,
Das wird die Gauschaft und ihr Gericht entscheiden.

Sie war zu freundlichem Wort nicht mehr aufgelegt.
Halb abgewendet, sagte sie unwillig erregt:
Was nützt es mir auch, wenn deinen Rat du mir schenkst,
Weiß ich doch nun, wie du meinst, wie du denkst.

Und so wie du, denken die andern wohl auch.
Sitzet ihr Männer nur zusammen nach altem Brauch.
Ich bin ein Weib und darf drum nicht mit euch schwören.
Und ich brauch' nicht deine Hilfe und will deinen Rat nicht hören.

Sie ging ihres Wegs stolz, trotzig das Haupt erhoben.
Leis rauschten die Wipfel der mächtigen Bäume dort oben
In kühlfrischer Luft, durchtränkt vom Sonnenschein.
Und aus dem Vorlande zogen die Wolken herein,
Weißblendend die Höhe, ihr Saum doch grau und schwer,
So zogen sie mächtige Schatten über die Erde her.
Sie mocht sich nicht freuen des goldklaren Sonnentags;
Doch auch um Eigels sonst ruhige Seele lag's,
Als hätten Nebelschleier den Blick ihm verhüllt,
Und was er noch erst als ausbündig Recht gefühlt,
Das schien ihm nun nicht mehr so sicher und ganz gewiß.
Nachdenklich stiert er vor sich in die Glut und stieß
Nachdenklich mit dem Schürhaken danach in die Essen
Und hatte Zeit und Ort und alles umher vergessen.
Erst da schaut er auf, da eine Stimme hinter ihm gröhlt:
Eigel! Du sollst schauen, was dem Pferdlein fehlt.

Muglo war's. Der grinste ganz selig vor Glück
Zuerst auf Eigel, dann über die Schulter zurück,
Denn am Zaume zog er Werins Falbstute nach,
Die vor Müdigkeit zitternd, fast zusammenbrach.

Wie kommst du, Waldtor, zu dem feinen Roß,
Sprach Eigel, und schritt auf die beiden los.

Muglo lachte und sprang vor Lust: Ei! gefunden!
Ein Stein — und bum! — und schau dort hat's eine Wunden.
Dabei aber ahmte er Werins Steinwurf nach.
Doch Eigel mißverstand ihn und sprach
Mißbilligend: Solchen Schinderling hat die Welt nicht gesehn,
Bewirft der ein Pferd! Dir soll man die Ohren verdrehn.

Das kränkte Muglo zu tiefst und der Zorn kam ihn an,
Beleidigt schrie er: Nicht ich! nein! das hat Werin getan!

Und warum schwitzt es so arg, fragt wieder der Schmied.
Und Muglo nun ganz glückselig aus seinen Äuglein sieht,
Gejagt und gesprungen, gejagt durch die ganze Nacht,
Und du sollst es heilen, 'drum hab' ich dir's hergebracht.

Und damit klatscht er dem Tier auf die nasse Haut
Und grunzt, indem er es schmeichelnd zwischen den Ohren kraut.
Eigel wiegte den Kopf, es war ihm nicht klar,
Wie der Tor zum Pferde Werins gekommen war.
Drum sprach er: Lass' das Pferd nur immerhin hier.
Gehört es Werin — so hole er sich's bei mir.

Das gefiel Muglo zwar nicht; doch während er noch überlegt,
Hat der Opferkessel seine Aufmerksamkeit erregt,
Und nun begann er ein Fragen, so stark er vermocht,
Wofür der Kessel dient und was man darinnen kocht;
Wann er das nächste Mal kommt in Gebrauch;
Ob nur die Gerichtsmänner zu essen bekämen oder andere auch.
Und als er des breiten erfahren, daß morgen Gerichtstag wär',
Daß Werin der Kläger sei; daß bei der reichlichen Kost auch er
Auf ein gut Stück saftigen Fleisches Aussicht hätte,
Und man's ihm auch geben würde, wenn er darum bäte,
Da zog er sich so, als schmeckte er solches schon,
Halbwegs zufrieden gestellt, durch den rauschenden Wald davon.

* *
*

Kühlblauer Himmel und goldklares Sonnenlicht
Wohlige Wärme ums grüne Seeland flicht.
Die Wolkenschatten wandern darüber hin,
Tief und ernst den Waldberg herab und fliehn
Dann die sumpfigen Wiesen nieder im kühlfrischen Wind,
Die zwischen den Wald und See hier gebettet sind.
Kühl wird's jedesmal, wenn das Dunkel herübergeht
Und das Schilf leicht sausend im Winde weht.
Dann geht's über Irtohall, über den See,
Und am andern Ufer drüben kriecht's wieder zur Höh'.
Doch während das Land sich verdrießlich in Schatten verhüllt,
Wird der See lebendig, glänzt sonnenfroh auf und spielt
In schillernden Farben, daß es nur flimmert und loht
Von Blau und Lichtgrün und zartestem Rosenrot.

Da schritt Irtogast aus dem Walde an jenem Tag.
Er schaute spähend ins Land, das vor ihm lag,
Und insbesondere blieb mit heimlichem Bangen
Sein Auge lange Zeit an Irtohall hangen:
Kannst nicht eingehn, grollt' er und stieß mit dem Speer
Auf den Boden. Bist zu Irtohall nicht mehr der Herr.
Fremde sind drinnen. Sigisa hatte wohl recht:

Werins Tochter — Werins räudiger Knecht.
Und haben sich beide da drinnen gut eingehaust.
Und er schüttelte drohend dabei die nervige Faust.
Nach einer Weile fuhr er mißbilligend fort:
Die Strohtriste steht an einem andern Ort,
Und das Dach vom Schuppen dort ist ausgeflickt,
Und dort am See — ei! Das ist wahrhaft verrückt,
Hat er den Wehrzaun ins Wasser hineingebaut.
Schelm! der er ist! Der selbst dem See nicht mehr traut.

Und kopfschüttelnd darüber, was es für Neuerung gab, —
Schritt er schneller und immer schneller den Weg hinab.

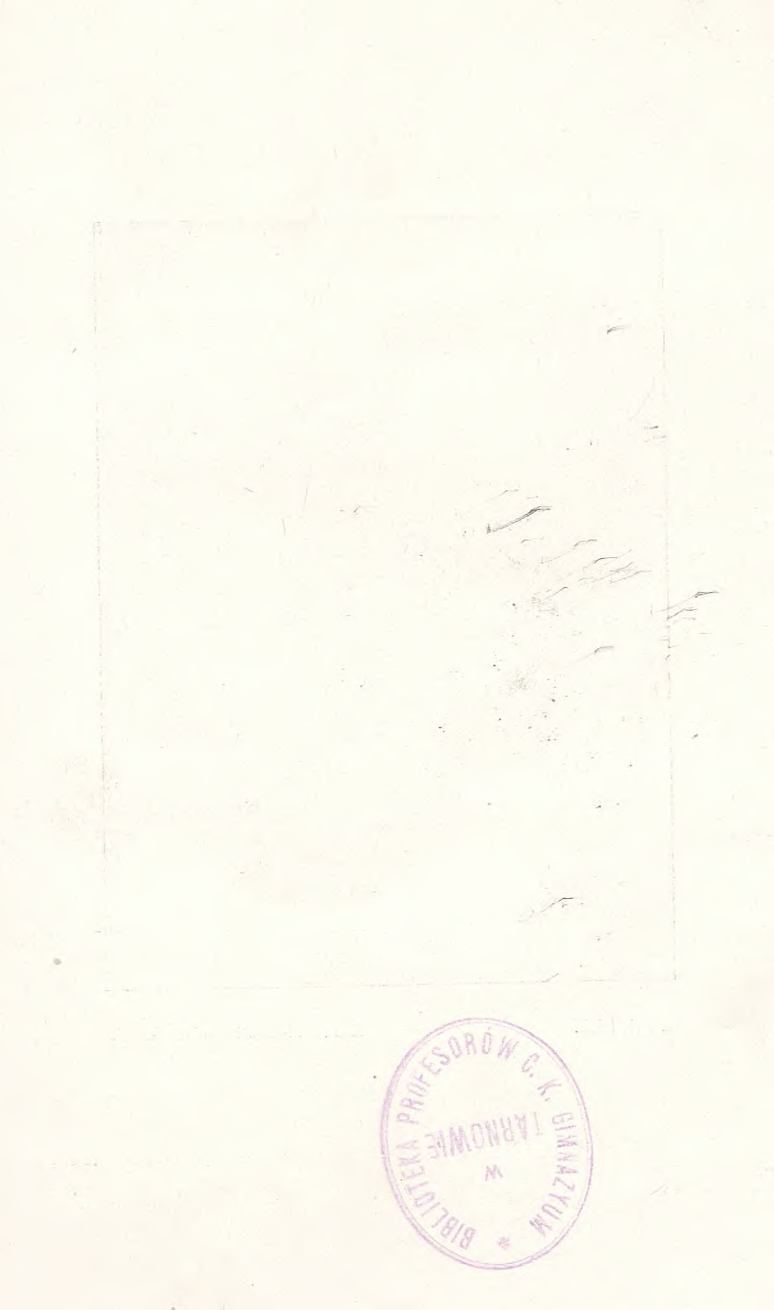
Ein Hohnlachen entstand nun inner dem Tor.
Geschlossen war es und Irtogast stand davor,
Er stieß mit dem Schaft des Speeres recht unwirsch daran,
Doch ward ihm darum so weniger aufgetan.
Wer ist draußen, klang es auf seinen Anruf heraus.
Der Herr, rief er.
Der Herr?! Der ist ja im Haus,
Heißt Kuperan und ist auf sein Eigen stolz.
Du willst mich trügen und bläst auf dem Lotterholz.

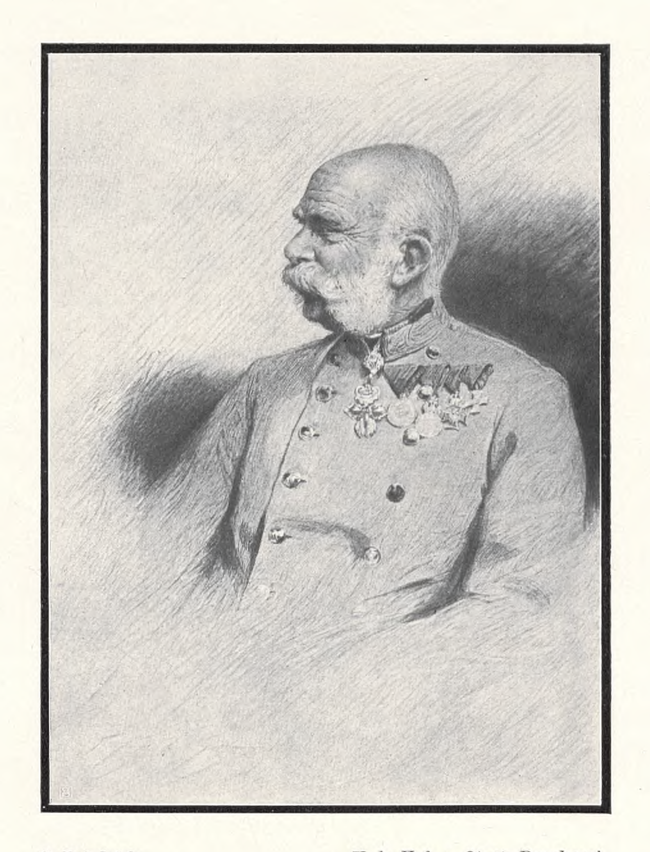
Da befiel es ihn wie gelindes Rasen:
Ich trügen, schrie er, ich dir das Lotterholz blasen?!
Kommt heraus aus dem Haus! Kommt allzusamt hervor!
Und wütend warf er sich an das geschloss'ne Tor,
Daß es erzittert, und hielt nicht früher an,
Bis ihm das Blut von der schmerzenden Schulter rann...

(Schluß folgt.)



Für die Redaktion verantwortlich: Julius Habermann.
Buchdruckerei der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhandlung in Wien.





O. Friedrich. K. k. Hof- u. Staats-Druckerei.